NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577492 1

Digitized by Google

Digitized by Google

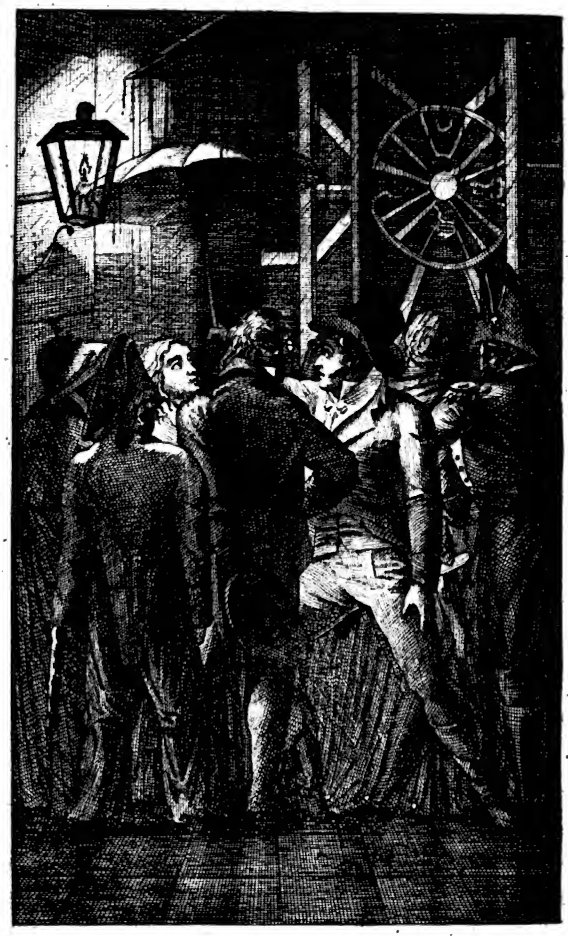
Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

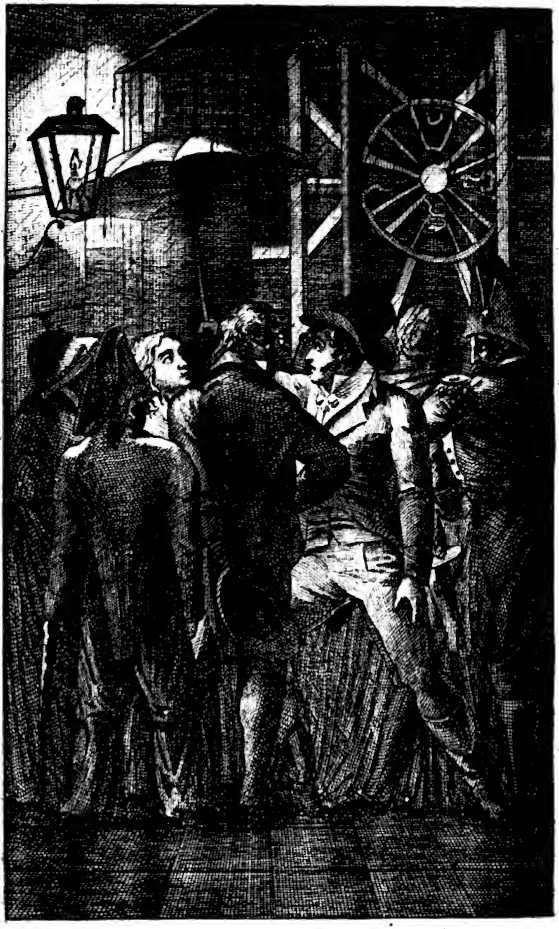
Von

August von Kotzebue.

Fünftes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von

August von Kotzebue.

Fünftes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
244012
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Digitized by Google

Die Grille.

Von

August von Kotzebue.

Fünftes Bändchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Entstehung des Freymüthigen.

Berichtigung einiger Dutzend Unwahrheiten.

Der Gegenstand ist fürwahr nicht sehr interessant, und wenn hier einige Blätter damit angefüllt werden, so muß man die Leser förmlich um Verzeihung bitten. Der Freymüthige ist in unsern Tagen so tief zu einer armseligen Buchhändler-Speculation herabgesunken, daß schwerlich noch irgend ein Mann von Geschmack ihn liest oder sich erinnern mag, was er einst gewesen; aber der Herr Doctor Garlieb Merkel, dem einige Jahre hindurch die Redaction dieses Blattes anvertraut war, scheint zu glauben, daß jedes kleine litterarische Abentheuer, bey dem er jemahls eine kleine oder große Rolle gespielt, dem Publikum nie aus dem Gedächtnisse kommen werde. Ihm hat beliebt, in seiner Zeitung für Litteratur und Kunst, ein Fragment aus einem

Digitized by Google

größern seiner unsterblichen Werke, betitelt: Characteere und Ansichten, über diesen Gegenstand abdrucken zu lassen. Warum er das gethan? da, laut dem Meßcatalog, das Buch bereits in der Ostermesse erschienen ist, folglich am 27sten May schon in Jedermanns Händen seyn konnte? — Die Frage mögte schwer zu beantworten scheinen und kann doch sehr vernünftig beantwortet werden. Merkels Bücher nemlich kommen nicht in Jedermanns Hände (wie seine seufzenden Verleger wohl wissen) eine Zeitung hingegen, wenn gleich aus zehn andern zusammengestoppelt, wird in Kaffee- und Bierhäusern gelesen. Ihm lag besonders daran, daß die Artigkeiten, mit welchen er mich abermals beehren wollte, in den russisch-deutschen Provinzen, in deren einer ich wohne, so bald es möglich unter die Leute kämen, weil sie da vielleicht mir weh thun könnten, und folglich wählte er ein zweckdienliches Mittel.

Freylich strotzt der ganze hämische Aufsatz von Lügen und Verdrehungen, aber was schadet das? — der erste Eindruck, den sie machen, ist doch immer schwer zu vertilgen, zumal wenn dem Lügner eine Zeitung zu Gebothe stand, der Verläumdete hingegen nur in einer selten erscheinenden Schrift sich vertheidigen kann.

Digitized by Google

Doch immerhin! für meine Freunde kommt diese Berichtigung noch früh genug, und meinen Feinden die Freude zu verderben, bin ich keineswegs gesonnen.

Besagtes Fragment trägt die Ueberschrift: Entstehung der Zeitschrift der Freymüthige oder Ernst und Scherz. Ich werde mir das Vergnügen machen, dem Herrn Doctor auf seinem finstern Wege mit der Fackel der Wahrheit Schritt vor Schritt zu folgen, und wenn er vor dem Lichte derselben bisweilen blinzeln muß, so ist das nicht meine Schuld; tu l'as voulu George Dandin.

Es hat überhaupt nur zwey Epochen in dem Leben des Herrn Doctors gegeben, in welchen er sich einer Art von Celebrität erfreute: die Erste, als er seine Letten geschrieben hatte, durch welche er Aufsehn erregen wollte und erregte; die Zweyte, als ich ihm die Redaction des Freymüthigen übertrug. Da er seitdem wieder in das gebührende Dunkel zurückgetreten ist, so mag man sich nicht wundern, daß er von dem Rufe, den der Freymüthige unter meiner Leitung erworben hatte, sich so viel als möglich zuzueignen, und dadurch gewissermaßen seine Existenz zu verlängern strebt. Arme Leute gehn mit dem weni-

Digitized by Google

gen Ersparten wirthschaftlich um, und thun wohl daran. Don Ranudo speist die ganze Woche Kartoffeln, Herr Merkel hält sich an den Freymüthigen. Warum er aber, bey diesem löblichen Bestreben, ein Bret aus dem Schiffbruch zu retten, gerade damit anfängt zu erzählen: er habe in seinen vergessenen Briefen an ein Frauenzimmer meine Octavia für eine Sterbliche erklärt? ist wohl völlig unbegreiflich, denn was hat Octavia mit der Entstehung des Freymüthigen zu schaffen? — es ist doch ein böses Ding um den Schmähkitzel! —

Indessen, da es dem Herrn Doctor beliebt hat, diesen Eingang zu wählen, so muß ich seinem Gedächtniß wohl ein wenig zu Hülfe kommen und zeigen, wie er sich hier schon, gleichsam zum Titelkupfer, ausgestellt hat. Allerdings hat er irgendwo gesagt: Eulalia, Gurli und Octavia wären bloß interessante Sterbliche. Theils bin ich mit diesem Lobe sehr wohl zufrieden, und wünschte nur, daß es allgemein wäre; theils war es mir auch sehr gleichgültig, was der, für mich uninteressanteste, Sterbliche über meine Geschöpfe denken und sagen mögte. Als ich daher, im Herbst 1802, nach Berlin kam, bedankte ich mich scherzend für diese Stelle seiner Briefe, und fügte scherzend hinzu: er hätte doch wenig-

stens mit meiner Octavia eine Ausnahme machen sollen.

Nun war es eben damahls, als mancherley Verhältnisse den Herrn Doctor zu der Güte bewogen, sich vorläufig meinen Freund zu nennen. Und was that er in dieser Qualität? — er setzte sich flugs hin und schrieb eine lange, durch zwey Hefte seiner Briefe fortlaufende, Anzeige der Octavia, in der er die Gefälligkeit hatte, mir „ein ausgezeichnet großes dramatisches Genie" zuzuschreiben und zu erklären: daß „eben sowohl als er den Muth gehabt habe, Göthe zu tadeln, er jetzt auch den Muth haben werde, zu untersuchen, ob der Dichter, dem drey oder vier Nationen so unendlich viele genußreiche Stunden verdanken, nicht ein vortrefflicher Dichter sey?" — Ferner: „daß er kein deutsches Schauspiel kenne, das in vielen, eigentlich dramatischen Rücksichten, dieser Octavia an die Seite gesetzt werden könne." — Ferner: „der Stoff sey vielleicht der interessanteste, der je für die deutsche Bühne bearbeitet worden, und zwar nach einem meisterhaften Plane, der vollkommene Einheit des Interesse habe; dieses steige unaufhörlich; der Gang der Handlung sey kraftvoll und rasch, reich an erschütternden Situationen; die Cha-

racteres schön idealisirt, kurz das Ganze ein vortreffliches Kunstwerk."

Heute sagt er nun wieder: „als er Octavien eine Sterbliche genannt, sey das der treue Abdruck der Ansichten gewesen, die er immer von meinen Talenten und Schriften gehabt habe." — Auf welche Art er diese Widersprüche zusammen reimen will, ist nun seine Sorge. Wer ganz einfältiglich darüber nachdenkt, muß natürlich auf die Vermuthung gerathen: damals, als der Herr Doctor so lobpreisend in die Posaune stieß, war er des Dichters Freund; nun, da er das Gegentheil sagt, ist er sein Feind geworden; folglich werden seine Urtheile durch Freundschaft oder Feindschaft geleitet, folglich ist vermuthlich sein Tadel eben so wenig werth als sein Lob. So schien es mir auch damals schon. Ich hatte über die sterbliche Octavia gelächelt und lächelte nun über die himmlische.

Nach diesem ganz unnöthigen Seitensprunge, bey dem der Herr Doctor sich ein wenig den Fuß vertreten hat, kommt er nun endlich auf den Freymüthigen. Es ist wahr, daß ich ihm die Mitherausgabe desselben angetragen habe. Den Plan zu diesem Blatte hatte ich längst ohne ihn schon in Weimar entworfen, und es ist folglich

ein Gedächtnißfehler, wenn er sagt: Wir entwarfen den Plan. Daß ich, so oft ich in Berlin mich aufhalten würde, die Redaction führen sollte, war ein ganz unbestrittener Punct. Weil ich aber damals noch nicht gesonnen war, länger als den nächsten Winter in Berlin zu verweilen, so wurde, auf den Fall meiner Abwesenheit, dem Herrn Doctor die Redaction übertragen. Daran stieß es sich also gar nicht, und alle die Bedenklichkeiten, die er gehabt haben will, sich in eine solche litterarische Verbindung mit mir einzulassen, sind bloß artige Spiele seiner Einbildungskraft, die ihm den Gewinn abwerfen, mir einige beißende Dinge zu sagen. Er ergriff vielmehr den Vorschlag mit großer Begierde. Doch bald hernach verlangte er nicht nur den ihm gebührender Antheil vom Ertrag des Blattes, sondern auch überdieß — der ersten Abrede schnurstracks zuwider — ein ansehnliches Honorar als Redactionsgebühren, und daran stieß es sich. Da ich selbst nichts dafür verlangte, so hatte ich keine Lust, und der Verleger, Herr Sander, noch weniger, ihm solches zuzugestehn.

Es trat aber auch noch ein anderer Umstand in den Weg. Es hatte sich nemlich zwischen dem Herrn Doctor und dem Verleger ein Groll entsponnen, der zu den heftigsten Scenen zwi-

schen beyden Veranlassung gab. Den Ursprung dieses Grolles kennt sonder Zweifel Herr Merkel noch recht gut; er datirte sich von Begebenheiten, die lange zuvor, ehe vom Freymüthigen die Rede war, vorgefallen, mir folglich ganz fremd waren. Die Sache ist zu delicat, um sie weiter zu berühren. Kurz, Herr Sander wurde so erbittert, daß er mit der ganzen Sache nichts zu thun haben wollte, wenn Herr Merkel als Theilhaber zugelassen würde. Da ich nun diesen Mann damals für den brauchbarsten in dieser Angelegenheit hielt, so schrieb ich ein Billet an Herrn Merkel, in welchem ich ihm höflich erklärte: daß man ihm das Honorar nicht zugestehen könne, und es mir folglich leid thue, den Freymüthigen ohne ihn anfangen zu müssen.

Man hätte glauben sollen, er würde herzlich froh gewesen seyn, von der so bedenklichen litterarischen Verbindung mit mir, vor welcher so mancher Freund ihn gewarnt hatte, sich mit guter Manier los sagen zu können, doch keineswegs! er trotzte den Gefahren, und erbot sich, in einer schriftlichen Antwort, auf das Honorar Verzicht zu leisten, wenn man ihn nur als Theilhaber aufnehmen wolle. Nun war ich genöthiget, ihm gerade heraus zu sagen, daß Sander sich weigere, in Verbindung mit ihm zu treten. Er schlug mir

sogleich einen andern Verleger vor, allein ich hatte Vertrauen zu Sander und so blieb Herr Merkel ausgeschlossen.

Das konnte er mir nicht verzeihen. Ich suchte zwar mit ihm auf einem erträglichen Fuße zu bleiben; er sollte, als ein fleißiger Mitarbeiter geschätzt und bezahlt werden, und vielleicht wäre noch Alles ohne Ausbruch einer Fehde abgelaufen, wenn nur nicht der Freymüthe ein so seltenes Glück gemacht hätte! Das ertrug der Herr Doctor nicht. Er fühlte Kraft in sich, ein ähnliches, oder vielmehr ein besseres Blatt zu schreiben; er sagte mir mehreremale, daß er das thun könnte, aber nicht thun wolle; doch kaum war ein halbes Jahr verflossen, als er seinen Ernst und Scherz ankündigte. Damahls, als noch kein Blatt von dieser nun vergessenen Schrift erschienen war, speiste der Herr Doctor eines Tages bey mir in Gesellschaft eines meiner Freunde, der noch lebt. Bey Tische erwähnte ich seiner Ankündigung, und erinnerte ihn an sein oft wiederholtes Versprechen, durch kein ähnliches Unternehmen mir in den Weg zu treten; worauf er denn freylich nichts zu antworten wußte. Ich fügte hinzu: daß ich ihm aufrichtig Glück dazu wünschte, nur, sagte ich: „lassen Sie uns hier, in Gegenwart dieses Zeugen,

Digitized by Google

einander die Hände darauf reichen, daß wir in unsern Blättern einander nicht antasten, dem schadenfrohen Publicum kein Schauspiel geben wollen.“ Ich reichte ihm die Hand über den Tisch, er schlug ein, und — in seinem zweyten Blatte wurde der Freymüthige bereits angegriffen.

Da ich wohl einsah, warum er an mir zum Ritter werden wollte, und daß er bloß seinen komischen Ernst und traurigen Scherz durch eine Fehde mit mir zu heben hoffte, so that ich ihm nicht den Gefallen Notiz davon zu nehmen, eine Mäßigung, die mir leicht wurde, da sein Blatt ein so sehr kleines Publicum hatte, daß der Ernst wie der Scherz ungehört verhallten, und ohnehin mit dem Ende des Jahres zu Grabe gegangen wären. Das weiß ich aus dem Munde des Verlegers, der über den schlechten Absatz klagte, obgleich Herr Merkel — wie er jetzt anführt — in diesem Blatte „seine Idee eines litterarischen Tageblattes auszuführen suchte.“ Daß der Verleger die Wahrheit redete, bewies im folgenden Jahre so manches Bücher Packet, welches ich von ihm erhielt, und dem jederzeit Ernst und Scherz als Maculatur zur Enveloppe diente. Sollte der Herr Doctor an dieser Thatsache zweifeln, so darf er sich nur in

der Verlagshandlung erkundigen, wo sie aus den Handelsbüchern unbezweifelt hervor gehn wird.

Seine Idee schien also dem Publicum minder zu behagen als die meinige, und das war ein neues, unverzeihliches Verbrechen von mir, welches der Herr Doctor mich büßen ließ, so viel in seinen Kräften stand.

Plötzlich veränderte sich die Scene. Der Tod raubte mir eine vortreffliche Gattin. Die Redaction des Freymüthigen foderte täglich mehrere Stunden zu einer Zeit, wo es mir unmöglich war, auch nur eine Stunde lang meinen Schmerz durch solche Geschäfte zu zerstreuen. Diejenigen meiner Freunde, die mich damahls sahen, wissen, wie mir zu Muthe war.

Indessen fragte das Publicum nicht nach diesem Schmerz, mit ihm hatte ich contrahirt, ihm wöchentlich fünf Blätter zu liefern. In dieser Noth erklärte ich dem Verleger, daß ich auf seinen Unwillen nicht länger Rücksicht nehmen könne, und wandte mich an den Herrn Doctor mit derjenigen Unbefangenheit, die ein gegen ihn völlig reines Gewissen mir einflößen mußte. Daß ich aber gesagt haben soll: ich sey durch Herrn Sauder verleitet worden, ihn anfangs aus-

zuschließen, das ist abermals ein Irrthum seines liebreichen Gedächtnisses.

Seine Bedingungen waren hart. Das Blatt sollte künftig — außer dem Titel der Freymüthige — auch den nichts sagenden Ernst und Scherz führen. Ich mußte darein willigen. — Die Foderung eines ansehnlichen Honorars für die Redaction wurde erneuert und — mußte zugestanden werden. — Ein neuer Verleger wurde mir aufgedrungen, der mich hernach um sehr namhafte Summen betrogen hat. Kurz; Herr Merkel konnte vorschreiben, was ihm beliebte; ich war gelähmt; ich stand da wie ein Schiffbrüchiger, mit dem der Besitzer des Ufers um das Bergerlohn handelt; ich mußte mich in Alles fügen. Man sieht hieraus, daß seine Großmuth wenigstens nicht ganz uneigennützig war. Ihm beliebt zu sagen: „offenbar hätte es mir jetzt nicht viel Mühe gekostet, den Freymüthigen ganz fallen zu machen, aber es wäre unedel gewesen, das Vertrauen, selbst eines Gegners, zurückzuweisen" (soll heißen mißbrauchen.) Ich muß gestehen, daß mir an seiner Stelle nicht einmal ein solcher Gedanke würde eingefallen seyn. Es wäre auch nicht sehr vortheilhaft für den Herrn Doctor gewesen, ein Blatt fallen zu machen, dessen Mitherausgeber er nach

einigen Monaten werden wollte, und er hatte folglich das Vergnügen, mit seinem Edelmuth auch den Nutzen zu verbinden. Ob nun durch diese Begebenheit der Freymüthige seinem Blatte, oder sein Blatt dem Freymüthigen einverleibt worden? lasse ich dahin gestellt seyn. Er glaubt das Erstere und thut sich viel darauf zu gute; das Publicum glaubt das Letztere, worauf ich mir nichts zu gute thue.

Nun kommen wieder Dinge, die ganz und gar nicht zur Sache gehören, die aber herbey gezerrt und mit Erdichtungen ausstaffirt werden, bloß in der süßen Hoffnung, mir wehe zu thun. Dahin gehört die aufgewärmte Sage, daß ich Verfasser der Flugschrift die Expectorationen sey, und daß der Verleger derselben, Quien, selbst versichert habe, daß er das Manuscript aus meiner Hand empfangen, da ich doch von eben diesem Buchhändler Quien noch ein schriftliches Bekenntniß besitze, daß er es nicht von mir erhalten. Uebrigens leiht die ganze Sache ihr gehässiges Ansehn nur von der geschickten Stellung, die der Herr Doctor ihr zu geben beliebte; denn die Expectorationen, deren sich schwerlich noch jemand erinnert (und darauf verläßt sich Herr Merkel) sind eine Posse, die durchaus keinen Menschen in seinen Privatverhältnissen an-

greift, sondern bloß litterarischen Unfug rügt, weshalb ich auch damals gedruckt erklärte, daß ich zwar nicht der Verfasser sey, daß ich aber die Meynung des Verfassers vollkommen theile, und es daher einem jeden frey stelle, mich für den Verfasser zu halten. Diese Erklärung machte dem Lärm ein Ende, nicht die scherzende Anzeige des Herrn Doctors, der er so großen Werth beylegt, daß er sogar behauptet, ich hätte bey einer andern Gelegenheit diese Wendung copirt. Der gute Mann sieht nun einmal in Allem, was ich schreibe, entweder Erbärmlichkeiten oder von ihm entlehnte Schönheiten. Nun, ich lasse mir das gern gefallen. Hat doch auch Engel seine Weisheit ihm zu verdanken, und Jean Paul sogar hinter dem Wagen aufgeschrieben, was er in demselben hatte fallen lassen. Uebrigens muß ich noch einmal fragen: was haben die Expectorationen mit dem Freymüthigen zu schaffen? Denn ich habe nie davon gehört, daß diese Kleinigkeit den Herrn Doctor „in unangenehme Verwicklung gesetzt habe" eben so wenig als die seltsame Begebenheit mit dem Herrn Fürsten von H**, die er auch ganz unnöthigerweise wieder aufwärmt, und die sich — mit wenigen Worten einfach erzählt — folgendergestalt verhält:

Mir

Mir war aus S** ein Artikel für den Freymüthigen zugesandt worden, in welchem ein „vormaliger Graf“ H** getadelt wurde. Genannt war dieser Graf nicht, sondern nur durch das Wort vormalig bezeichnet, und ich dachte bey dem H. eben so wenig an den Fürsten H. als an den Hospodar der Wallachey; ich wußte nicht einmal, daß er vormals ein Graf gewesen, oder hatte es wenigstens längst vergessen. Das erklärte ich mit großem Befremden, als ich erfuhr, daß dieser unbedeutende Artikel, der die Censur passirt hatte und dessen Verfasser ich sogleich nannte, mir Verdruß machen sollte. Die Sache wurde ausgeglichen, ohne daß meine Ehre im geringsten dabey compromittirt worden wäre, wie solches in einem Stück der Minerva des Herrn von Archenholz des Jahrgangs 1804 zu lesen ist.

Aber nun bemerke man doch — und welcher rechtliche Leser wird es nicht mit Unwillen bemerken? — wie der Herr Doctor den Schluß seines Periodens stellt: „Die Wendung, welche die Sache, nach Herrn von Kotzebue's Rückkehr aus Paris nahm, gehört nicht hieher. Er verließ Berlin.“ Offenbar soll der Leser glauben, ich hätte Berlin deßwegen verlassen müssen. O wie schlau! wie gutmü-

thig und redlich! — Wenn die ganze Sache hieher gehörte, warum denn nicht auch die Wendung, die sie nahm? Aber mit dieser Wendung war freylich nichts anzufangen; sie konnte nicht so gestellt werden, daß ich dabey im Schatten erschien, und darum gehörte sie nicht hieher.

In einem seiner Briefe an mich klagt er ausdrücklich über „Weitläuftigkeiten," in die er mit dem damaligen Preußischen Herrn Staatsminister verwickelt worden sey, und daß dieser „böse" auf ihn gewesen. Weiter läßt er sich nicht heraus, allein auch dies wenige beweist, daß er die „unangenehmen Verwickelungen" nicht bloß von mir zu befürchten hatte, und das er diejenigen, in die er wirklich gerathen, einzig und allein sich selbst verdankte.

Es soll nunmehr von dem Zeitpunct geredet werden, in welchem der Herr Doctor die Redaction allein führte. Das mogte wohl schon längst sein Wunsch gewesen seyn; aber die Erfüllung dieses Wunsches als Bedingung aufzustellen, (wie er jetzt so keck behauptet) war ihm nie in den Sinn gekommen, sondern ich war es, der sich freywillig von der Redaction lossagte. Sollte er dem noch widerspre-

chen, (wie er im Grunde ihm schon widersprochen hat) so kann ich, aus seinen eigenen Briefen, ihm folgende Stellen zu Gemüthe führen: „Es war zwischen uns ausgemacht u. s. w., als Sie Mitredacteur waren; jetzt haben Sie sich öffentlich von der Redaction losgesagt — Sie wollen nicht mehr Redacteur seyn u. s. w.“ Ferner heißt es in einem andern Briefe: „habe ich je geäußert, daß ich mir als Redacteur mehr zutraue als Ihnen? habe ich nicht sogar, als Sie der Redaction entsagen wollten, meinen Verdruß darüber bezeigt?!! — Nun vergleiche man diese Aeußerungen aus Originalbriefen, die ich Jedermann vorzeigen kann, mit seinen jetzigen Behauptungen! er würde sich gar nicht in die gefährliche Verbindung mit mir eingelassen haben, wenn ihm nicht einzig und unbeschränkt die Redaction wäre zugestanden worden! — ich empfehle ihm Gedächtniß stärkende Mittel, und will gern das Meinige dazu beytragen, ihm das Vergessene in Erinnerung zu bringen.

Mit großer Selbstgefälligkeit spricht er von dem Wunderdinge, welches er aus dem Freymüthigen hat machen wollen, aber freylich nicht daraus gemacht hat. „Es sollte nun vorzüglich ein wissenschaftliches Blatt von wirklichem Gehalte werden und sogar Berlin zur Geistes-Haupt-

stadt in Deutschland erheben helfen.“ Ja wahrhaftig! so sagt er. Doch fügt er auch hinzu: „er habe ihm eine fortdauernde, steigende Wichtigkeit für alle Leserclassen in allen Theilen Deutschlands geben wollen,“ und jene hohe mit dieser niedern Ansicht zu verbinden, scheint seine Kraft überstiegen zu haben; denn der Absatz fiel, so bald ich ihm die Redaction übergab.

Er selbst gesteht, er habe die „anspruchsvollsten“ (soll heißen die verdienstvollsten) Mitarbeiter entfernt, und schämt sich sogar nicht, Huber zu nennen. Ja, es ist wahr, er hat den wackern Huber entfernt. Das möge ihm Gott verzeihen, das Publicum hat es ihm nicht verziehen. Dagegen erhielten wir nun Aufsätze, wie Calonne's Reisewagen und dergleichen Erbärmlichkeiten mehrere, die ich längst zurück gewiesen hatte. Wer dem Herrn Doctor schmeichelte, der durfte seinen Unrath im Freymüthigen niederlegen, wer das nicht verstand, der wurde zurückgewiesen oder spöttisch berandgloßt.

Noch eine wichtige Veränderung machte der Herr Doctor nach seiner Meynung: was ich zuvor unter dem Titel Notizen bekannt machte, das gab er jetzt unter dem Titel: nicht poli-

tische Zeitung und ließ es mit kleinern Lettern drucken. Das ist der ganze Inbegriff seiner Verdienste. Der Wille war gut und erhaben, aber das Fleisch schwach. Man vergleiche den ersten Jahrgang des Freymüthigen mit dem zweyten, und man wird alle meine Angaben durchgehends beschäftigt finden. Er selbst mag wohl wider Willen gefühlt haben, daß ein solcher angestellter Vergleich ihm eben nicht vortheilhaft seyn würde, denn um dem vorzubeugen, sagt er: „nur allmählig würde er seinen Plan haben ausführen können, und es würden vielleicht noch drey Jahre dazu erforderlich gewesen seyn" (nemlich um Berlin zur Geistes-Hauptstadt Deutschlands zu machen). Aber dann hätte man doch wenigstens in den ersten drey Jahren etwas davon sehn müssen? Von den letztern drey Jahren, die nicht eingetreten sind, jetzt in diesem anmaßenden Tone zu sprechen, mögte wohl bedenklich seyn, wenn die ersten drey keine Spur von den Wundern verrathen, welche zu vollbringen Herr Garlieb Merkel sich rüstete. Ob der Umstand, daß der Freymüthige auch in fremden Ländern gelesen wurde, in der Vortrefflichkeit des Herrn Doctors, oder in dem, durch den ersten Jahrgang gegründeten Rufe seine Quelle findet, mögte auch wohl schwer zu entscheiden seyn. Wenigstens muß ich wiederholen, daß

Ernst und Scherz Maculatur geworden, und höchstens als solche über eine fremde Grenze gegangen.

„Offenbar," so schließt der liebenswürdige Selbstbeschauer etwas undeutsch: „offenbar gestehe ich, daß ich an dieses Blatt, aber mehr noch an seinen nicht halb ausgeführten Plan, mit innigem Selbstgefühl zurück denke." Ja, das sieht man wohl, und jeder Leser hätte es gesehn, wenn auch der Herr Doctor es nicht offenbar gestanden hätte; denn an welche seiner Handlungen, an welches seiner Worte, geschrieben, gesprochen oder auch nur im Sinne behalten, denkt ein Merkel nicht mit Selbstgefühl zurück? —

Indessen wurde wenigstens dieser hochgerühmte Plan nicht mit Standhaftigkeit befolgt, denn es währte nicht lange, so fing der Freymüthige an, sich in eine politische Zeitung zu verwandeln, wozu ich nie um meine Einwilligung befragt worden, (wie sichs gebührt hätte) und was auch schwerlich Berlin zur Geistes-Hauptstadt erheben konnte; ja er sollte sogar — abermals ohne mein Mitwissen und folglich ohne meine Einwilligung — mit einem andern Blatte verbunden werden, dessen Tendenz nichts weniger als die Beförderung der Künste und Wissenschaften

Digitized by Google

war. Da das so geradezu den erhabenen Aeußerungen des Herrn Doctors widerspricht, so muß ich es wohl auch mit seinen eigenen Worten belegen.

Folgendes antwortete er mir am 22sten December 1805, als ich ihm geschrieben, das Gericht von dieser neuen, zu erwartenden Schöpfung sey mir zu Ohren gekommen: „Meine Verbindung mit Sander" (mit dem er sich also, Gott weiß wie, wieder ausgesöhnt hatte) „muß Sie nicht irren. Er hatte — oder vielmehr seine Frau — den Plan, ein ähnliches Blatt herauszugeben, und der doppelseitige und doppelzüngige Müller," (er meynt Johannes Müller! den Verfasser der Schweitzer Geschichte) „der das Vertrauen B—s. und der Minister besitzt, hatte versprochen daran zu arbeiten; daher konnte ich den Vorschlag, beyde Blätter zu verbinden, nicht abweisen."

Aber wo blieb denn nun die Geistes-Hauptstadt?

Am 28. März 1806 schrieb er: „Aus meinem Zuschauer wird nichts, kann nichts werden. Das Kabinet, der König selbst munterten mich auf, fremde Gesandte machten Anträge u. s. w." Wie

viel davon wahr ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die arme Geistes-Hauptstadt damals ganz vergessen wurde.

Wenn, nach allem diesen, Herr Merkel im Eingange sagt: „es liegt mir daran, daß von der Entstehung des Freymüthigen keine unrichtige Ansicht verbreitet sey oder werde," so sieht der Leser nun wohl, daß das unrichtig hier bloß so viel bedeutet, als eine Ansicht, die dem Herrn Doctor nicht gefällt. Mit wahrem Ekel bin ich ihm Schritt vor Schritt in das Labyrinth seiner Selbstbeschauungen gefolgt, und muß nochmals den Leser um Verzeihung bitten, daß ich mich der Sünde theilhaftig gemacht habe, ihn mit so nichts bedeutenden Kleinigkeiten zu unterhalten. Hätte der Herr Doctor nicht meinen Ruf so vielfach angetastet, ich wollte ihm gern den Ruhm, nach dem er so ängstlich strebt, gelassen haben. Uebrigens muß ich wohl, nicht ohne Grund, vermuthen, daß seine sogenannten Charactere und Ansichten noch manche Verunglimpfung gegen mich enthalten. Die Glaubwürdigkeit derselben habe ich so eben dargethan. Indessen bleibt mir auch noch mancher Pfeil im meinem Köcher. Glücklicherweise habe ich den gehässigen Grundsatz: „betrage gegen deinen Freund dich immer so, als ob er einst dein Feind werden könnte",

Digitized by Google

in meinem Leben nur ein einzigesmal, nemlich gegen Herrn Garlieb Merkel, in Ausübung gebracht, weil ich von Anbeginn manche Veranlassung dazu hatte. Darum bin ich wohl gerüstet. Er hat meine oft wiederholten gutmüthigen Warnungen nicht geachtet — nun denn, habeat sibi.

Mahomets Vorschrift.

„Ihr gläubigen Muselmänner!" sagte Mahomet, „hütet Euch vor Schweinefleisch! denn ein gewisser Theil von diesem Thiere ist höchst schädlich zu genießen; darum jeder meiner Jünger, der Schweinebraten ißt, in der Hölle gebraten werden soll."

Die Jünger nahmen es zu Herzen, und aßen, so lange er lebte, kein Schweinefleisch. Als er aber todt war, hätten sie doch gar zu gern gewußt, welcher Theil von diesem Thiere denn so sehr schädlich sey? wenn man den wüßte, meynten sie, so könnte man doch wenigstens das übri-

Digitized by Google

ge ohne Gewissensbisse verzehren; aber um eines einzigen Stücks willen den ganzen Schweinebraten zu verbieten, das sey doch hart, sehr hart.

Nun fingen sie an, sich den Kopf über das schädliche Stück zu zerbrechen. „Es ist der Kopf," sagte der Eine. „Bey Leibe nicht!" fiel ihm der andere ins Wort, der den Kopf gern aß, „wahrscheinlich sind es nur die Eingeweide."

„Ey nicht doch!" rief ein Dritter, der die Würste liebte, „ich halte dafür, es sey der Schwanz."

Der Vierte und Fünfte stellten wieder andere Meinungen auf, je nachdem sie an diesem oder jenem Stücke den meisten Geschmack fanden. Man zankte sich und endete damit, das Schwein vom Kopf bis zum Schwanze rein aufzuzehren.

Leser, du lachst? — machen wir es denn besser? „Fliehet die Welt!" so predigen unsere Moralisten sich heiser: „fliehet die arge Welt! sonst gerathet Ihr auf manchen breiten Weg, der Euch gerade zur Hölle führt!"

„Sehr wohl!" pflegen wir zu sagen: wir wollen die arge Welt fliehen, aber wissen mögten

wir doch, welche unter allen diesen Wegen die breiten sind, die zur Hölle führen?"

„Der Weg ins Schauspielhaus," ruft der Eine. „Nicht doch," antwortet der Andere, der gern alle Tage in die Comödie geht, „der Weg zum Trinkgelag ist gemeint." „Keineswegs!" lallt ein wackerer Zecher, „den Weg ins Spielhaus hat man andeuten wollen."

Man zankt sich eine Weile und es wird nach wie vor gegafft, getrunken und gespielt. Die arge Welt ist eine wohl besetzte Tafel, an der die Menschen sich niederlassen, mit dem Vorsatz, nur das Gesunde zu speisen. Jeder warnt seinen Nachbar vor der oder jener Schüssel und langt zu nach dem, was ihm schmeckt. Um besser zu verdauen, thut Jeder einige Sophismen zu seiner Portion, und am Ende ist Alles rein aufgezehrt.

Der Nationalgeist.

Auch aus Kleinigkeiten läßt er sich erkennen. Hier, zum Beyspiel, sind drey Wetten, von ei-

nem Engländer, einem Franzosen und einem Deutschen. Der beobachtende Leser darf kühn die vierte Wette anbiethen, daß er am Ende errathen werde, welcher von den genannten Nationen jede der drey ersten zugehört.

Vor mehreren Jahren reiste ein König von Dännemark und kam in eine gewisse Hauptstadt, wo man es in öffentlichen Blättern zum Gegenstand einer Wette machte, genau zu berechnen, wie viel der Aufenthalt des fremden Monarchen der Nation an Zeit koste, welche die Handwerker und Fabrikanten durch Gaffen dabey verlöhren? —

In einer andern Hauptstadt stand ein junger Mensch am Fenster eines Kaffeehauses, als eben ein Anderer seines Gleichen in einem eleganten Kabriolet vorbeyfuhr.

„Das ist doch recht übermüthig," sagte der Erste zu seinem Nachbar: „wir haben das schönste Wetter von der Welt und dieser Narr kann nicht zu Fuß gehn."

„Wenn ihm zu fahren beliebt," antwortete der Nachbar lachend, „wer kann es ihm wehren?"

Digitized by Google

„Wer? — ich!“ rief der Jüngling, was gilt die Wette?“ — Man wettete, er sprang hinab auf die Straße, keuchte dem Kabriolet nach, fiel den Pferden in die Zügel und sagte zu dem erstaunten Elegant, der darin saß: Um Verzeihung, mein Herr, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es doch sehr sonderbar ist, Sie, bey dem schönsten Wetter und der blühendsten Gesundheit, in einem Kabriolet fahren zu sehen.

„Erlauben Sie auch mir zu bemerken,“ antwortete Jener, „daß es noch weit sonderbarer ist, diese Bemerkung von Ihnen zu hören.“

„Es ist aber in der That sehr wunderlich —“

„Wunderlich oder nicht, lassen Sie die Pferde los!“

„Verzeihen Sie, ich kann es nicht vor mir selbst verantworten, Sie bey diesem herrlichen Wetter fahren zu lassen, und kurz, ich werde es nicht leiden.“

„Sie werden es nicht leiden? Sapperment!“

Jetzt sprang der Elegant aus dem Kabriolet, beyde zogen die Degen und in der nächsten Mi-

Digitized by Google

nute empfing der kecke Händelmacher einen derben Stoß in den Arm. „Ich habe genug," sagte er, „aber nun, da ich verwundet bin, und Sie sich vollkommen wohl befinden, werden Sie doch erlauben, daß ich in Ihrem Kabriolet nach Hause fahre?"

Ohne die Antwort abzuwarten, sprang er hinein, fuhr nach Hause und hatte seine Wette gewonnen.

In einer dritten Hauptstadt wettete Einer, daß er in einer Zeit von vier Wochen genau bestimmen wolle, wie vielmal das Wörtchen und in der Bibel vorkomme. Er saß Tag und Nacht, zählte Tag und Nacht, und gewann seine Wette gleichfalls.

Muß man nun dem Leser noch verrathen, daß die erste dieser Wetten in England, die zweyte in Frankreich, die dritte in Deutschland geschah?

Ein Portrait.

Herr von F** ist weder geistreich noch dumm genug, um Aufmerksamkeit zu erregen, auch nicht reich genug, um zu glänzen, übrigens was man einen guten Menschen zu nennen pflegt. Da er niemals Jemanden in den Weg tritt, so hat er auch keinen Feind, und er selbst haßt Niemanden, begreift auch gar nicht, wie man hassen kann. Hingegen ist auch seine Freundschaft ein bloßes Wohlwollen. Er genießt einer trefflichen Gesundheit und sein feistes Gesicht ist immer lachend und schimmernd. Er ist weder Spieler, noch Trinker, noch Jäger; er hat nur Eine Liebhaberey: gut essen in zahlreicher Gesellschaft. Er fragt nie: welche Personen werden dort zu Gaste seyn? sondern wie viele? — In seinem ganzen Leben (er ist 50 Jahre alt) ist er zu keinem kleinen Cirkel eingeladen worden und hat es auch nicht verlangt. Hingegen sucht er eifrig alle großen Gesellschaften, wo er gar nicht bemerkt wird, und er fühlt, daß ihm das wohl thut. Seine Geburt öffnet ihm die ersten Häuser. Zu allen Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w wird er geladen. Ein Verlöbniß macht ihm große Freude, denn nun wird er auf die Hochzeit gehn. Ist

eine Dame glücklich entbunden worden, so freut er sich ungemein, denn nach einigen Wochen wird sie recht viele Visiten annehmen. Stirbt Jemand, so betrübt er sich aufrichtig und hat keinen andern Trost, als den, der Leiche zu folgen. Aber nun wird das Trauerhaus mehrere Wochen, vielleicht gar Monate, verschlossen bleiben — o das ist schlimm! — Sind hingegen Gratulationen irgendwo anzubringen, o das ist herrlich! Seit zwanzig Jahren hat er den Militairdienst verlassen und noch immer feyert er jedes Avancement. Einem Obristen gratulirt er von ganzem Herzen, einem General mit Entzücken, und bey einem Feldmarschall weint er Freudenthränen.

Diese Theilnahme und der Umstand, daß er sich nie um die skandalöse Chronik bekümmert, veranlaßten einst ein sonderbares Quid pro quo. Er hatte gehört, daß an einem gewissen Tage eine große Generals-Promotion vor sich gehen werde, und sich deshalb beym Minister eingefunden, in dessen Vorsaale es von Menschen wimmelte. Unter diesem befand sich auch ein Obrister von D**, der blos gekommen war, um einen Verhaftsbefehl gegen seine Frau auszuwirken, die ihn durch ihre Galanterie beschimpft hatte. Jedermann wußte das, nur der Herr von F** nicht. Als der Minister erschien, und

in

in dem Cirkel, der sich um ihn bildete, von Einem zum Andern gehend, auch an den Obristen kam, sagte er: „Ihre Sache ist gemacht.“

Herr von F**, der neben dem Obristen stand, glaubte, er sey General geworden, umarmte ihn entzückt und rief: „Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen! das konnte nicht fehlen, das hatten Sie verdient. O ich habe es längst vorher gesagt, daß es so kommen würde.“

Die Leute lachten, der Obriste schämte sich und Herr von F** konnte beydes nicht begreifen. Er blieb dabey, es wiederfahre seinem verehrten Freunde bloß, was er längst verdient habe.

Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung?

Der Leser würde lange rathen, ehe er die rechte Antwort träfe. Eine Verbeugung,

ein Kratzfuß, ein gehorsamer Diener, das ist das Haupterforderniß einer guten Erziehung. Das hat vor vierzig Jahren ein spashafter Italiäner bewiesen in einem zu Rom gedruckten Buche, betitelt: Riverenze ed Inchini etc. (Die Reverenze und Verbeugungen der Alten und Neuern, ein theoretisch-practisch-historisch-politisch-physisch-moralischer Tractat in 9 Büchern, mit Kupfern und einer geographischen Karte.)

Es ist bekannt, daß ein Tanzmeister in England sich wunderte, einen gewissen Lord zum Minister erhoben zu sehn: „ich habe ihm zwey Jahre lang Stunden gegeben," sagte er, „aber es war gar nichts aus ihm zu machen." — Gleiche Gesinnungen hat der Verfasser dieses seltsamen Büchleins, in welchem die Kunst der Kratzfüße tief untersucht und deren Wichtigkeit erwiesen wird. Das erste Buch ist rein theoretisch und — metaphysisch. Der Verfasser beweist, daß der Mensch in seinem Innersten ein gewisses angebohrnes Princip der Kratzfüße birgt, welches mit seiner Natur dermaßen verschmolzen ist, daß man ihn eben so wohl Reverenzenthier als ein vernünftiges Thier nennen könnte. Auf dieses Princip sollen die ersten Kenntnisse des Rechts gegründet seyn, und immer soll die

Digitized by Google

Entwicklung der Fähigkeiten des Geistes und Herzens im Verhältniß zu der Fähigkeit sich zu verbeugen stehn. Man sieht, daß in vierzig Jahren die Welt sich nicht geändert hat.

Im zweyten Buche erzählt der Verfasser den Ursprung und die Fortschritte der Kratzfüße oder Verbeugungen, sowohl des Körpers als des Kopfes, bey den orientalischen Völkern. Er führt sehr gute Gründe dafür an, daß Eva es war, welche unserm Stammvater Adam die erste Verbeugung machte, wenn es gleich noch kein eigentlicher Knix seyn mogte, und daß diese Höflichkeit sehr nachtheilige Folgen hatte. Ob ihre Kinder diesen Gebrauch von ihr lernten, wagt er nicht zu entscheiden, da die Geschichte über diesen wichtigen Punct das Schweigen beobachtet.

Als Monarchieen entstanden, da entwickelte sich das angebohrne Princip sehr kräftig, (ja wohl!) und die Kunst der Kratzfüße machte bald sehr schnelle Fortschritte, auch in Europa, wohin sie auf verschiedenen Wegen, nemlich durch Kleinasien und durch Aegypten, gelangte. Hier folgt nun eine gedrängte, aber doch ins Einzelne gehende Geschichte der Revolutionen, welche diese erhabene Wissenschaft von Anbeginn bis auf unsere Tage in allen Theilen der Welt

erfahren hat, und hier ist sogar eine geographische Karte beygefügt. Es ist besonders merkwürdig, daß sie immer gleichen Schritt mit den übrigen Künsten und Wissenschaften hielt. Viele große Männer sollen einen Theil ihres Lebens der Uebung in Kratzfüßen gewidmet, ihre Verdienste und ihren Ruhm darauf gegründet haben. Der Verfasser bemerkt, daß die chinesischen Mandarinen, die verdienstvollsten Männer ihres Vaterlandes, auch die geschicktesten Kratzfußmacher sind, und daß auf allen Universitäten der Herr Professor, wenn er das Katheder betritt, seinen Unterricht mit einer anständigen Verbeugung beginnt.

Das dritte Buch enthält das ganze System der Kratzfüße, getheilt in Classen, Gattungen und Spielarten. Es gibt nur zwey Classen, die einfachen und die zusammengesetzten. Jene haben wieder Unterabtheilungen: die vertraulichen, die ernsten, die gleichgültigen und die gewöhnlichen. Auch die zusammengesetzten theilen sich in zweydeutige, gelegentliche, komische u. s. w. Die Spielarten sind sehr zahlreich, dem Ganzen sind Tafeln beygefügt, auf welchen mathematisch berechnet wird, welche krumme Linien der sich neigende Kopf in einer gewissen Zeit beschreibt,

Digitized by Google

und in welchen Verhältnissen er dann zu dem Rückgrad steht. Ferner, Kupferstiche, Abbildungen von berühmten Kratzfußmachern, (fast lauter Höflinge) nebst anatomischen Kupfertafeln, auf welchen das Spiel der Nerven, Muskeln und Knochen bey jedem Kratzfuß zu schauen ist.

Im vierten Buche lehrt nun der Verfasser die große Kunst den Kratzfüße, „ welche sich um eine unwandelbare Axe dreht, an deren beyden äußersten Enden das eigene Interesse und der Wille Andern zu schaden sich befinden. Diese Axe erleidet jedoch sehr unregelmäßige Abweichungen, " und der gelehrte Verfasser vergleicht sie mit der Erdaxe.

Das fünfte Buch liefert eine Reihe von alten und neuen Anecdoten in chronologischer Ordnung, welche unwidersprechlich beweisen, daß seit dreytausend Jahren alle politische Revolutionen, alle den Fürsten zugestoßenen Unglücksfälle u. s. w. bloß von einem, zu rechter oder unrechter Zeit, gemachten Kratzfuße herrühren. Dieser interessante Theil des Werkes kann als ein Handbuch allen Höflingen empfohlen werden.

Das sechste und letzte Buch besteht aus zwey

gleich wichtigen Abschnitten. Der erste enthält Uebungen in allen Gattungen von Kratzfüßen, den ehrgeizigen, frommen u. s. w., wie auch in Beziehung auf die verschiedenen Stände der Menschen und die Lagen, in welchen sie sich befinden. Es sind einige darunter, die eine ziemlich lange Zeit und einen starken Magen erfordern, zum Beyspiel, die Uebungen des Gläubigers bey seinem vornehmen Schuldner, die des Supplicanten bey seinem Gönner u. s. w. Ferner, die von der zusammengesetzten, lächerlichen Gattung, wohin der Verfasser die diplomatischen, wie auch die der Gelehrten unter sich und gegen ihre Mäcenen rechnet. Für die längste und beschwerlichste hält er die des Schmeichlers, weil sie den Geist und die Organe in einer beständigen Spannung erhält, weshalb auch diese Leute gewöhnlich an der Schwindsucht stürben.

Die zweyte Abtheilung des Buches ist der Diätetik der Kratzfüßler, sowohl der vorbeugenden als heilenden gewidmet, und nicht minder gelehrt als das übrige, wie man aus folgender Stelle schließen mag.

„Es ist eine der größten Gefahren, welchen der Kratzfüßler ausgesetzt ist, das Gleichgewicht zu verlieren, besonders in solchen Fällen, wo

Digitized by Google

sein Kopf sich tiefer bücken muß als die Kniee dessen, vor dem er sich verbeugt. Da könnte es leicht geschehen, daß er vor seinem Götzen niederfiele und den Hals bräche, welches schlimm genug wäre, oder daß er von der Spitze des Winkels, den sein Kopf mit seinen Füßen bildet, ein unangenehmes Murren hören ließe, welches noch schlimmer wäre. Daher ist jedem Kratzfüßler anzurathen, bey solchen Gelegenheiten in seinen Beinkleidern ein Gegengewicht zu tragen, welches seinem Zwecke angemessen ist. Zum Beyspiel, wenn er den Großen, den Ministern und ihren Maitressen seine tiefe Ehrfurcht bezeugen will, so thut er wohl, einige Rollen Gold zu sich zu stecken, welches ihn nicht allein im Gleichgewicht erhalten, sondern auch durch sympathetische Ausdünstungen zu seinem Vortheil wirken wird u. s. w."

Der ganze Spaß hat denselben Fehler, an dem viele seines Gleichen kränkeln: er ist zu lang ausgedehnt.

Digitized by Google

Theorie der Commerztractate.

Das ist der Titel eines Buches, welches ein französischer Gelehrter, Bouchaud, geschrieben hat. Er war einst Lehrer des Natur- und Völkerrechts in dem College royal de france, auch Mitglied der Academie der Inschriften. Seinen Gegenstand hat er sehr ausführlich behandelt, und dabey besonders unsern Landsmann Masco v de Foederibus commerciorum und seinen eignen Landsmann Mably, droit public de l'Europe benutzt. Das allgemeine Interesse, welches dieser Gegenstand in unsern Tagen erregt, sollte wohl seinem alten Buche wieder neue Leser verschaffen. Es ist in funfzehn Kapitel getheilt.

Einige Commerztractate haben den Anschein von gesellschaftlichen Verbindungen — ein solcher war der hanseatische Bund — andere zwecken einzig darauf ab, den Handel der Unterthanen eines Staats zu schützen. Mehrere, die man einfache Freundschaftstractate nennen kann, haben zum Ziele Freyheit, Sicherheit und Leichtigkeit der Schifffahrt und des Handels. Einige bestimmen eine gewisse Lei-

stung, wodurch sie die natürliche Freyheit einschränken oder vermehren.

Diesen Untersuchungen ist Bouchaud's Werk gewidmet, aber sie würden überflüssig werden, sobald es eine Nation gäbe, welche, die Herrschaft über das Meer rechtlich behauptend, die übrigen Nationen der Freyheit der Schifffahrt und des Handels beraubte. Im Gegentheil wiederum, wenn es gar keine Art von Eigenthumsrecht, das Meer betreffend, gäbe, so könnte die Freyheit es zu durchschiffen, auch in keinem Falle auf keine Weise eingeschränkt werden.

Die Anmaßung einer Herrschaft über das Meer findet der Verfasser schon im höchsten Alterthume, nemlich in den Zeiten des zweyten Minos, der einige Jahre vor der Belagerung von Troja in Creta herrschte. Mit gewaffneter Hand stritten die Athenienser, die Lacedemonier und viele andere Völker um diese Herrschaft. Die alten römischen Rechtsgelehrten urtheilten nach dem Naturrecht, daß nicht allein das Meer, sondern auch die Küsten ein gemeinschaftliches Gut wären. Aber diese Meynung änderte sich mit der Regierungsform; die Kaiser nannten sich Herren des Meeres und sogleich sprachen die Rechtsgelehrten wie die Kaiser.

Digitized by Google

Unter den neuern europäischen Nationen ist die Frage mit der größten Heftigkeit debattirt worden, und zwar von Männern, die wie Bouchaud meynt, mehr Patriotismus als Wahrheitsliebe besaßen. Hugo Grotius und andere stritten mit Kraft für die Freyheit der Meere, die hinwiederum von Selden und vielen Andern eben so kräftig angegriffen wurde. Pontanus, Puffendorff u. a. m. glaubten auf einem Mittelwege, mit Hülfe einiger Distinctionen, den großen Streit zu schlichten. Der Verfasser bemerkt, daß alle Gelehrte ohne Vorurtheile sich für Selden erklärten. Es gäbe also wirklich eine Art von Eigenthumsrecht auf das Meer? — Ohne Zweifel, antwortet Bouchaud, obgleich die Gemeinschaft der Güter allen Eigenthumsrechten vorausging. Diese beginnt, nach der Bemerkung des Rechtslehrers Nerea, mit dem natürlichen Besitz. „Ohne vorhergegangene Gemeinschaft der Güter können Besitzergreifung und Theilung nicht gedacht werden, folglich sind sie die ältesten Arten einen Besitz zu erlangen.“

Da der Gebrauch der gemeinschaftlichen Güter nicht unerschöpflich war, so mußte ihr Besitz Streitigkeiten voranlassen, und diesen vorzubeugen, kam man überein, daß diejenigen Dinge,

Digitized by Google

die zuvor Niemanden ausschließlich zugehörten, dem, der zuerst Besitz ergriff, verbleiben sollten. So bemächtigte man sich ganzer Länder. Nach und nach dehnten die Fürsten den Grundsatz auch auf die Gewässer aus, die ihre Staaten bespülten; welches freylich eben nicht seltsamer schien, als da man ihn auf wilde Thiere, Flüsse, Metallminen und dergl. anwandte.

Die Rechtslehrer kommen dieser Meynung durch eine Maxime gar sehr zu Hülfe, die sie für unbezweifelt ausgeben, nemlich: daß das Eigenthum einer Sache, von der einmal Besitz ergriffen worden, durch die bloße Intention auch erhalten wird, ohne daß die Fortdauer des wirklichen Besitzes nothwendig sey. So bestände nun auch die Fortdauer der Herrschaft über das Meer durch die bloße Intention es zu beherrschen, und brächte die auffallendsten Wirkungen hervor, besonders in unsern Tagen, wo Niemand mehr daran zweifle, daß man die freye Schifffahrt besondern Tractaten unterwerfen könne. (So lange das verhaßte Recht des Stärkern besteht — das heißt ewig — wird doch all das Schreiben und Disputiren zu nichts auf der Welt nützen; die stärkere Nation wird immer auch die herrschende seyn, und gerade dieselben

Anmaßungen sich erlauben, die sie heftig bestritt, als sie noch die schwächere war.)

Die Sicherheit der Schifffahrt und des Handels, fährt Bouchaud fort, erfordert, daß die Völker ihre Kräfte vereinigen, um der Seeräuberey Einhalt zu thun. Hier erwähnt er eines englischen Gesetzes, welches dieser Nation nicht zur Ehre gereicht. „Wenn ein Seeräuber geraubte Waaren, von Fürsten oder Republiken, die mit England im Frieden sind, zu Markte bringt, und sie einmal verkauft worden, so verbleiben solche den Käufern, und die Eigenthümer können weiter keine Ansprüche darauf machen."

Darum waren die Holländer so vorsichtig, in einem Tractat, den sie 1667 mit England schlossen, ausdrücklich zu bedingen, daß die Seeräuber ihre Beute in keinem englischen oder holländischen Hafen verkaufen durften, und daß, wenn es doch geschähe, sie den Eigenthümern sollten zurück gegeben werden. (Es ist empörend, daß etwas dergleichen noch bedungen werden mußte.)

Für die Sicherheit der Schiffe bey Stürmen in finstern Nächten giebt der Verfasser, außer den Leuchtthürmen, noch ein gutes Mittel an.

Digitized by Google

Man soll nemlich von Zeit zu Zeit Kanonen abfeuern, weil der Blitz des Pulvers durchdringender sey, als der einer bloßen Leuchte, und besonders, weil der Schiffer dann nach dem Schall, der in einer Secunde 173 Faden durchlaufe, berechnen könne, wie weit er noch von der gefährlichen Küste entfernt sey.

Um die Kosten solcher Anstalten zu vergüten, sind Zölle errichtet worden; z. B. der Sundzoll in Dännemark, der von allen europäischen Mächten bewilliget und durch verschiedene Tractaten bekräftigt worden.

Das abscheuliche Strandrecht war lange Zeit bey allen Nationen in Gebrauch, selbst bey solchen, deren Fürsten bereits Gesetze dagegen gegeben hatten. (Dann müssen diese Fürsten doch wohl durch die Finger gesehen haben.) In Deutschland, sagt Bouchaud, machten sich noch jetzt die Prediger kein Gewissen daraus, von der Kanzel den lieben Gott um einen gesegneten Strand zu bitten, und ein Professor zu Halle, Namens Thomasius, habe behauptet, daß diese Gebete keineswegs unvernünftig, oder mit den Vorschriften des Rechts und der Barmherzigkeit unvereinbar wären. In Frankreich schaffte Ludwig XIV. im Jahre 1681 das Strandrecht ab. Der Ver-

faſſer meynt aber, es wäre noch immer gut, wenn man ſich in Tractaten dagegen verwahrte.

Die Conſuln (Handelsagenten) betrachtet der Verfaſſer, gegen Wicquefort, als Männer, die unter dem Schutz des Völkerrechtes ſtehn, und führt unter andern einen Tractat von Heinrich IV. an, den dieſer Monarch im Jahre 1604 mit dem Sultan Achmet ſchloß, in welchem ſtipulirt wird: „daß alle handelnde Nationen, auch die Engländer, unter Flagge und Schutz von Frankreich frey handeln können, dem franzöſiſchen Conſul aber Gehorſam ſchuldig ſind.“ (Die Zeiten haben ſich ſehr geändert, doch wer weiß, ob ſie nicht bald wieder eintreten werden?)

Ein See-Geſetzbuch iſt nothwendig. Die Alten rühmten vorzüglich die Seegeſetze der Rhodier, welche eine Zeitlang das Meer beherrſchten. Wir beſitzen ſie noch, aber da ſie keine Spuren von der gerühmten Weisheit an ſich tragen, ſo glaubt Bouchaud, ſie wären unächt und etwa von einem conſtantinopolitaniſchen Griechen geſchmiedet. Die berühmteſten Geſetze dieſer Art im Norden von Europa ſind die von Wisby der Hauptſtadt auf der Inſel Gothland in der Oſtſee. Sie wurde von den Gothen erbaut, welche die Einwohner der Inſel Uſedom dahin verſetzten, nach-

dem ihre große Handelsstadt Vineta von den Wellen war verschlungen worden. Aus diesen Gesetzen entsprangen die der Hanseestädte. Sie wurden noch vor kurzem in Holland beobachtet.

Eine andere Sammlung von Gewohnheiten, die unter dem Titel: Consulat des Meeres, bekannt ist, wurde an den Küsten des mittelländischen Meeres, in Spanien, Italien und selbst auf den Inseln des Archipels befolgt; bis Carl V. und Philipp II. in Spanien, Ludwig XIV. in Frankreich, so wie mehrere europäische Mächte, besondere Gesetze gaben.

Der Verfasser kommt nun auf den wichtigen Gegenstand der Contrebande. Schon den Römern war der Handel mit Ausländern oder Barbaren, gewisse Waaren betreffend, verboten. Barbaren nannten sie alle Völker, die nicht ihrer Herrschaft unterworfen waren, (und auch diese Gewohnheit ist nicht ganz abgekommen.)

Bey den Neueren zweifelt Niemand, daß es den Unterthanen eines Staates nicht gezieme, mit dem Feinde Handel zu treiben. Aber — erstreckt sich dies Verbot auch auf befreundete und neutrale Mächte? — Hier, sagt Bouchaud, sind die Meynungen der Publicisten getheilt, noch

mehr die der Fürsten, die oft heftig für und wider gekämpft haben, je nachdem es ihr jedesmaliger Vortheil erheischte. Es giebt dreyerley Gattungen von Waaren, die man dem Feinde zuführen kann: 1) Kriegsbedürfnisse. 2) Dinge, die nur zum Luxus und Vergnügen dienen. 3) Dinge, die im und außer dem Kriege nützlich sind, als Geld, Lebensmittel, Schiffe u. s. w. Was die erste Gattung betrifft, so nimmt man allgemein an, daß die kriegführende Macht diejenigen als Feinde betrachten könne, die ihrem Gegner solche Dinge zuführen. Ueber die Einfuhr der zweyten Gattung sollte keine Macht Klage führen, da sie weniger dazu dient den Feind zu stärken als zu entnerven. Die Frage betrifft also hauptsächlich nur die dritte Gattung, und hier, meynt der Verfasser, könne sie leicht, nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft und des allgemeinen Rechts, entschieden werden, das heißt: nach dem Rechte, welches der Krieg verleiht, Handlungen zu begehen, die, ohne ihn, schwarze Verbrechen seyn würden — (ach! welch' ein unzubeneidendes Recht!) als da sind: Niedermetzeln, Plündern u. s. w. Wenn im Stande der Vertheidigung, sagt er, jedes zweckdienliche Mittel rechtmäßig ist, so muß auch dem Fürsten erlaubt seyn, alle die Mittel anzuwenden, ohne welche er seine Rechte nicht erlangen kann; alle

Hin-

Hinderniſſe zu ſeiner Vertheidigung aus dem Wege räumen; folglich Lebensmittel, Geld und Schiffe aufzufangen, die des Feindes Kräfte nur vermehren würden. Aus eben dem Grunde erlaubt er dem Fürſten, den Handel des Feindes mit einer befreundeten Nation auf alle nur mögliche Weiſe zu ſtören, wenn nur dabey das Gebiet des Freundes nicht verletzt werde. Einer nicht Kriegführenden Nation hingegen ſey nicht vergönnt, ein freyes Volk in ſeinem Handel zu ſtören, nur könne ſie ihm den Durchgang durch ihr Gebiet verweigern. (Herr Bouchaud vergißt, daß der Handel mit der zweyten Gattung von Waaren, den er für unverfänglich hält, doch auch dem Feinde Geld verſchafft, und folglich mit Einem Worte, nach ſeinen Vorausſetzungen, jeder Handel verboten oder gehindert werden muß.)

Bey der Beprüfung der Confiscationen wirft er die Frage auf: ob erlaubte Waaren confiscirt werden können, wenn ſie mit contrebandenen Waaren in einem Schiffe vermiſcht ſind? — Viele Könige von Frankreich haben das bejaht, daher das Sprüchwort entſtanden: que la robe de l'ennemi confisque celle de l'ami. (Des Freundes Gewand wird durch das feindliche confiscirt.) Der Verfaſſer hält das aber nicht für

gerecht, auch sey es in Europa nicht mehr gewöhnlich.

Eine andere Frage ist wieder: zu wessen Vortheil soll die Confiscation geschehn? Sind es gekapperte Schiffe, so gehört der größte Theil der Beute dem Kaper, ein anderer dem Fiscus. In Spanien eigneten sich der König und der Großadmiral einen Theil davon zu. In Frankreich bekam der Großadmiral ein Zehntel, der Staat ein Fünftel. Eben so in Holland.

Fast heftiger als über den verbotenen Handel mit Pulver und Kanonen, ist von den Seemächten über die Begrüßung auf dem Meere gestritten worden. Ein Recht sie zu fodern giebt vor allen Dingen die Herrschaft über den Theil des Meeres, wo die Schiffe einander begegnen. Also an den Küsten gebührt der Gruß den Schiffen derjenigen Macht, welcher die Küsten zugehören. Aber wie weit erstreckt sich diese Herrschaft? was nennt man offne See? — Darüber giebt es keine feste Bestimmung. Bouchaud kennt nur Ein Beyspiel, wo diese Entfernung in einem Tractat genau bestimmt wurde, den Ludwig XIV. im Jahr 1689 mit dem Dey von Algier schloß. Da hieß es: die Algierer sollten bis auf zehn Meilen von der französischen Küste keine Prisen machen.

Von dem Rechte zu Repressalien ist der Verfasser kein Freund. Er gesteht zwar ein, daß das Völkerrecht dazu autorisire, allein er meynt, es erbittere nur die Gemüther und es könnten dabey sehr leicht die rechtlichen Grenzen überschritten werden.

Um den Bruch der Tractaten zu verhüten, schlägt er verschiedene Mittel vor, unter andern auch jenes alte, leider seit mehreren Jahrhunderten gänzlich vernachlässigte, der Erwählung eines Schiedsrichters. Wenn man die Fürsten in ihren Manifesten sprechen hört, so sollte man glauben, es sey keiner unter ihnen, der nicht ungern Krieg führte, und mit Freuden Alles thun würde, um ihn zu vermeiden. Warum wird denn kein fürstlicher Streit mehr durch Schiedsrichter geschlichtet? vormals wurden oft Blutvergießen dadurch verhütet. Jetzt nimmt man höchstens Vermittlung an, thut aber denn doch, was man will. Krieg ist jetzt das einzige Mittel, Tractaten aufrecht zu erhalten, und bey dem Worte Krieg fällt dem Verfasser die Feder aus der Hand.

Sein Werk ist sehr interessant und zugleich unterrichtend, tief geschöpft und doch klar; in den Gebräuchen der Alten ist er eben so bewan-

dert als in den heutigen. Zu den Vortheilen des Handels zählt er aber manches, was noch sehr problematisch seyn mögte, und besonders auffallend ist, wenn er sagt: „daß zu den Vortheilen, welche eine Nation sich durch Commerztractate verschaffen müsse, auch die Monopole zu zählen seyen.“ — Ein anderer Vorwurf, den man ihm machen könnte, ist, daß er sein Werk hin und wieder mit Gelehrsamkeit etwas überladen hat. Allein im Ganzen ist es sehr befriedigend, weil auch die Rechtlichkeit des Verfassers überall durchschimmert; nur wird dadurch Manches unpassend für Zeiten, wo Recht mehr gilt als Rechtlichkeit, und solche Zeiten giebt es doch bisweilen.

Der Regenschirm.

Es wurde einmal in Berlin auf dem Gensdarmenplatz bey irgend einer fröhlichen Veranlas-

Digitized by Google

fung ein Feuerwerk abgebrannt; denn wenn d
Menschen sich freuen wollen, so muß Feuer d
bey seyn, nicht bloß im Herzen und Augen, so
dern auch in Patronen und Racketen. Man kön
te allerley artige Betrachtungen darüber anstelle
daß, seit Erfindung des Pulvers, große Eh
und große Freude durch Knall und Feu
ausgedrückt, und besonders die Stufen d
Ehre durch eine gewisse Anzahl von Knäll
bezeichnet werden. Rauch ist freylich auch d
bey. — Närrische Menschen! sagt irgendr
der liebe Gott in seinen sämmtlichen We
ken.

Also ein Feuerwerk auf dem Gensdarme
platz. Der Morgen war schön gewesen, auch d
Mittag, aber gegen Abend bewölkte sich der Hi
mel und drohte mit Regen. Indessen hofften d
Berliner noch immer — weil sie stark im Ho
fen sind — die Wolken würden ihr Vergnüg
respectiren und den feuchten Schoos nicht eh
entladen, bis die letzte Racete ihnen die Erlau
niß dazu gebracht. Viele tausend Menschen w
ren zusammen geströmt mit dem frohen Gedan
ken — der zugleich ihr letzter für heute war —
daß sie nun nichts weiter zu thun hätten, als
gaffen. An Sicherheitsanstalten gegen den Zo
der Wolken hatten nur wenige gedacht; man u

zerläßt sie ja wohl bisweilen gegen ganz andere Dinge als Wolken sind. Doch unter diesen Wenigen befand sich auch der Assessor Pünktrich, der nie ohne einen Regenschirm aus dem Hause ging, das Wetter mogte seyn, wie es wollte. Er bediente sich dieser nützlichen Erfindung auf allerley Weise, gegen Regen, Sonne und Wind. Denn wenn es ihm entgegen stürmte, so hielt er den aufgespannten Regenschirm horizontal vor sich hin, oder hinter sich, wenn ihm der Wind in den Rücken blies. Trug er ihn aufrecht, so neigte er ihn bald rechts bald links, je nachdem von dieser oder jener Seite Tropfen oder Strahlen ihn bedrohten. Kurz, er war der geschickte Regenschirmträger in ganz Berlin, doch nur für seine eigne werthe Person, nicht für alle übrigen Fußgänger in der Residenz; denn da er, bey dem vielen Drehen und Wenden seiner Schutz- und Trutzwaffe eines großen Raumes bedurfte, so kam er nicht selten dadurch in Collision mit Leuten, die ihr bischen Raum sich nicht wollten verengen lassen. Jetzt, da der Köpfe so viele und dicht den Gensdarmenplatz füllten, daß man wirklich das Wunder leicht hätte vollbringen mögen, mehrere derselben unter Einen Hut zu stecken, hielt er seinen Regenschirm zwischen den Füßen, und Niemand ahndete dessen Gegenwart.

Das Feuerwerk begann, war aber kaum zur Hälfte abgebrannt, als urplötzlich ein derber Platzregen die gaffende Versammlung überfiel, die Lunten auslöschte, die Racketen einweichte, die Strohhüte in Lappen verwandelte, die seidenen Bänder ihres Glanzes beraubte, die leichten wollenen Shawls zu schweren Mänteln machte und aus ihren Zipfeln herabtriefte. Es entstand ein Gekreisch, wie beym Raub der Sabinerinnen, und vielleicht noch ärger, denn die Gefahr war größer. Alles drängte sich nach den Wänden der Häuser, um wenigstens unter den vorspringenden Dächern einigen Schutz zu finden. Hier konnten sich aber höchstens zwey Reihen von Menschen bergen; die dritte Reihe kam gerade unter die Dachtraufe zu stehn. Natürlich wollte sie das nicht, sondern lieber zwischen sich und der zweyten einen hinlänglichen Raum für die Traufe lassen. Allein das gaben wieder die vierte und fünfte Reihe nicht zu, die, von dem folgenden gedrängt, die dritte mit Gewalt unter der Traufe fest hielten. Ein jämmerlicher Anblick! — Das Geschrey derer, die unfreywillig das Tropfbad gebrauchten, contrastirte seltsam mit dem Gelächter derer, die hinter ihnen trocken standen. Zu den letztern gehörte auch der Assessor Püstrich, nur lachte er nicht, dazu war er viel

zu gutherzig. Er freute sich bloß im Stillen, daß er seinen Regenschirm mitgenommen, obgleich er in seiner jetzigen Stellung dessen nicht einmal bedurfte. Zwey Schritte von ihm befand sich eine brennende Straßenlaterne, bey deren Schimmer er ein hübsches, einfach gekleidetes Mädchen erblickte, welches auch mit zu der betäufelten Reihe gehörte und in trüber Verlegenheit war. Den niedlichen Strohhut hatte sie abgenommen, um ihn, wo möglich, zu retten; aber sie konnte ihn nirgends anders bergen, als indem sie mit ihrer Schürze ihn bedeckte, wodurch er wieder dem Andringen der vierten Reihe Preis gegeben und platt, wie ein Eyerkuchen gedrückt wurde. Ihr schönes blondes Haar entringelte sich schnell und sandte triefend seine Wasserquellen in ihren schneeweißen Busen hinab. Das konnte der barmherzige Assessor nicht länger mit ansehn. Vermittelst einiger Ribbenstöße machte er sich so viel Luft, daß er den Regenschirm ausspannen konnte; dann verlängerte er seinen Arm so viel als möglich und hielt den schützenden Tafft über den Kopf des hübschen Mädchens, nicht ungleich einem Mohren in Batavia, der seine Gebieterin beschirmt.

Sobald die Schöne bemerkte, daß mit ihrer Wiederkunft inne gehalten wurde, forschte sie

nach der Ursach, gewahrte den über ihr schwebenden Schirm, bald auch die Hand, welche ihn hielt, und endlich den dienstfertigen Menschen, dem diese Hand zugehörte. Sie warf ihm einen freundlichen und dankbaren Blick zu, der seinen Arm stärkte, die beschwerliche Anstrengung noch länger auszuhalten. Aber es gab Leute, denen diese Anstrengung noch beschwerlicher wurde als ihm selbst; denn, indem er die Dachtraufe von dem hübschen Mädchen ableitete, ließ er sie natürlich auf die vor ihr stehenden Personen hinabrieseln, welche, da sie der Meinung waren, daß sie eine hinlängliche Quantität von dieser Himmelsgabe ohnehin unmittelbar empfingen, anfangs laut murrten, dann laut schimpften und zuletzt den höflichen Schirmhalter sehr unhöflich bedrohten. Der Assessor Püstrich ließ Alles das zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinausrauschen, wie Wellen, die über das Verdeck schlagen und sich gleich wieder verlaufen. Wenn der eine Arm müde war, so löste er durch den andern ihn ab; außer dieser einzigen Bewegung stand er wie in Stein gehauen. Das hübsche Mädchen hingegen wurde sehr verlegen und fürchtete bald weniger die Dachtraufe als die beträufelten Grobiane, die sich vor sie hingepflanzt hatten. Darum bat sie selbst ihren Ritter, die Segel einzuziehen und sie ihrem nassen

Schicksale zu überlassen. Doch als der Assessor vollends die süße Stimme hörte, wurden die Muskeln seiner Arme von neuer Spannungskraft belebt, ein freundliches Kopfschütteln war seine Antwort, und der Regenschirm blieb nach wie vor über ihrem Haupte schwebend. Wahrscheinlich wäre es zu handgreiflichen Erläuterungen zwischen den streitenden Partheyen gekommen, hätte nicht noch zu rechter Zeit der Himmel selbst sich ins Mittel gelegt, und seine Fenster plötzlich verschlossen, worauf die feuerlustigen Zuschauer wieder vorwärts drängten, und, da das naßgewordene Kunstwerk den fernern Dienst versagte, sich nach und nach verliefen.

Nur der Assessor verlief sich nicht, sondern bat sehr bescheiden um die Vergünstigung, das hübsche Mädchen nach Hause zu führen. Zu diesem Behuf bot er ihr den linken Arm und entschuldigte diese Unhöflichkeit durch das Geständniß, daß der rechte ein wenig lahm sey. Dennoch hatte er mit diesem lahmen Arme den Regenschirm eben so standhaft ausgestreckt als mit dem gesunden; eine Bemerkung, die das Mädchen im Stillen zu seinem Vortheil machte, und mit dem geheimen Vergnügen geschmeichelter Eitelkeit an seiner linken Seite

te forttrippelte. Im Gehen wurde sie bald gewahr, daß nicht bloß sein rechter Arm, sondern auch der linke Fuß an einer Lähmung litt, weil er damit eine Art von Tact auf das Pflaster schlug, welches man hinken zu nennen pflegt.

„Ich wohne weit," sagte sie, „und das Gehen wird Ihnen sauer."

„O erlauben Sie," erwiederte er, „es kommt mir vor, als ob ich ein fliegendes Vöglein wäre."

So kam es ihr gar nicht vor, und sie würde sicher, ohne ihren hinkenden Führer, eine Viertelstunde früher zu Hause gewesen seyn. Indessen wollte sie doch sich nicht von ihm los machen, da er theils ihr Wohlwollen verdient und erworben, theils unschicklich war, im Dunkeln allein zu gehn; denn die Magd, welche sie begleitet hatte, war im Platzregen durch das Menschengewimmel von ihr getrennt worden.

Um den Weg zu verkürzen, wurden Gespräche angesponnen, deren Faden immer schnell wieder abriß. Beyde sagten einander wer sie wä-

Digitized by Google

ren. Er, der Assessor Püstrich — sie hatte nie von ihm gehört — sie, die Tochter eines Tuchhändlers, von dem er auch nie gehört hatte, sich aber gleich im Stillen vornahm, künftig bey Niemanden Tuch zu kaufen, als bey ihm.

Endlich gelangten sie an die Thür der Wohnung des hübschen Mädchens. Es wurde geklopft. Mehrere rasche Fußtritte ließen sich auf der Treppe vernehmen. Eine ganze Gruppe von Mutter und Kindern stürzte der Kommenden entgegen. „Ach Henriette! bist du endlich da! wir sind deinetwegen schon sehr in Sorgen gewesen.“

Nun wurde gefragt und erzählt. Henriette stellte den Assessor als ihren Schirmvogt vor, und bemerkte jetzt, bey dem Lichte der Mutter, daß ihm auch ein Auge fehlte. Uebrigens war er wohlgebildet, und eine gewisse Gutmüthigkeit lag unverkennbar in seinen Zügen. Man lud ihn ein mit hinaufzusteigen und ein Viertelstündchen auszuruhen. Er nahm die Einladung mit Vergnügen an; denn bey dem Lichte der Mutter, welches weit heller schimmerte als die Straßenlaterne, hatte er deutlich wahrgenommen, daß Henrietten kein Auge fehlte, vielmehr ihre beyden Augen sehr lieblich fun-

Digitized by Google

kelten. Oben fand er den alten biedern Vater im Schlafrock ein Pfeifchen schmauchend, der ihm den lahmen Arm herzlich schüttelte und für den seiner Tochter erwiesenen Ritterdienst dankte.

Die Bekanntschaft war bald gemacht. Dem Assessor wurde eine Pfeife gestopft und ein Glas Punsch präsentirt. Er setzte sich zu dem Alten, seine Lippen sprachen mit diesem, sein Auge mit Henrietten, und zwischen beyden getheilt waren seine Ohren. Es that ihm wohl zu vernehmen, wie von den jüngern Geschwistern — um Henrietten gesammelt — das Eine klagte, sie habe ihm heute das Butterbrodt nicht zugeschnitten; daß Andere, sie habe es nicht ausgekleidet, und wie sie gegen Alle sich liebevoll entschuldigte und versprach, nun recht lange wieder zu Hause zu bleiben. Ein so gutes, häusliches Geschöpf hatte er längst in der großen Residenz vergebens gesucht, da sie, wie alle Residenzen, keinen Ueberfluß von Häuslichkeit in ihren Mauern birgt. Erst gegen Mitternacht verließ er den ehrlichen Tuchhändler und hinkte heim auf Blumen, mit welchen die Hoffnung seinen Weg bestreute. Vater und Mutter hatten ihn freundlich eingeladen, dann und wann sie zu besuchen, und er selbst verwandelte das dann und wann in oft; denn es kam ihm bald so vor, wenn er auch täglich

hinging, als käme er nur dann und wann. Henriette empfing ihn stäts mit Wohlwollen, doch freylich konnte er sich nicht verheelen, daß aus ihren schönen Augen weiter nichts heraus zu klauben war. Die Eltern sahen ihn schon bedeutender an, denn sie hatten sich nach ihm erkundigt und vernommen, daß er nicht allein ein braver, sondern auch ein wohlhabender Mann sey. Darum entzifferten sie mit Vergnügen die Sprache seines einzigen Auges und ließen ihn ohne Bedenken oft mit Henrietten allein.

Es währte lange, ehe er den Muth faßte, diese Augenblicke zu benutzen. Immer schreckte ihn der Gedanke zurück: „Du bist ein gebrechlicher Mensch, hast nur Einen Arm, Ein Bein und ein Auge, wie darfst du hoffen ein Mädchen zu rühren, das zwey so schöne Augen, zwey so blendendweiße Arme, zwey so niedliche Füßchen hat!“ — Doch Eines Tages, als er, bey ungestümem Regenwetter, mit seinem getreuen Regenschirm unter dem Arme hinein trat, und Henrietten allein am Fenster sitzend fand, konnte er seine Wünsche nicht länger auf dem Herzen behalten. „Es sey gewagt!“ so dachte er, „denn so kann es doch nicht länger bleiben. Hat doch mein Präsident mir schon gesagt, daß meine Relationen immer schlechter werden.“ Als er nun so am Fen-

ster mit ihr saß, den lahmen Arm auf den triefenden Regenschirm gestützt, faßte er sich ein Herz und hub also an: „Liebes Mamsellchen, wollten Sie mir wohl erlauben, Ihnen meine Geschichte zu erzählen?“

„Herzlich gern.“

„Sie ist ein wenig seltsam, denn in allen meinen Haupt- und Staatsactionen sind Regenschirme verwebt.“

Henriette lächelte fragend. Der Assessor fuhr fort: „Ich war noch ein kleiner Knabe, als mein Vater einst bey einem Wetter, wie das heutige, nach Hause kam. Er spannte seinen Regenschirm aus und stellte ihn ins Vorzimmer, um ihn trocknen zu lassen. Es war indessen dunkel geworden. Ich lief durch das Vorzimmer, fiel über den Schirm, und stieß mir einen von den mit Messing beschlagenen Rohrstäben ins Auge; darum sehen Sie mich einäugig.“

„In meinen Jünglingsjahren stand ich einst unter den Zuschauern eines Seiltänzers im Thiergarten. Die Sonne stach, aber ich hatte wie gewöhnlich, meinen Regenschirm bey mir, den hielt ich über mich. Nicht weit von mir stand ein Of-

Digitized by Google

ficier mit einer jungen Dame, die zum Schutz ihres Hauptes nur einen elenden kleinen Fächer hatte. Der Officier bat mich sehr höflich um meinen Schirm für die Dame; ich war so unhöflich es abzuschlagen; da wurde er, natürlich auch unhöflich und endlich so groß, daß ich genöthigt war, ihn auf den Degen zu fodern. Er gab mir einen derben Stich in den Arm und davon ist der Arm lahm geblieben."

„Auch fremde Regenschirme brachten mir kein Glück. Ich ritt einmal spazieren auf einem schulgerechten Gaule, das heißt, das Pferd hatte mehr gelernt, als ich. Es curbettirte und traversirte, ohne daß ich es verlangte, weil ich vermuthlich zu unrechter Zeit mit dem Munde klatschte oder ein Knie andrückte. Das geschah denn auch in einem Augenblicke, wo ich eben an einer Obsthändlerin vorbey reiten wollte, die über ihre Körbe, und zugleich über sich selbst, einen großen Schirm von Leinwand ausgespannt hatte. Ich weiß diese Stunde noch nicht, ob ich zur Unzeit klatschte, oder ob das Pferd vor dem großen Schirm scheu wurde; genug, es traversirte trotz aller meiner Anstrengungen, immer auf die Körbe los, bäumte sich endlich und warf den Schirm um. Der Schirm fiel auf die Obstkörbe, die Obstkörbe fielen auf die Frau, die Frau fiel auf die Erde und

ich

ich selbst zu gleicher Zeit auf sie Alle, und zwar am unsanftesten, denn ich brach ein Bein; das wurde schlecht curirt und davon bin ich lahm."

Henriette hatte Lust zu lachen, aber das Mitleid siegte. Sie erquickte den Erzähler durch eine gutmüthige Theilnahme.

„Ach! sagte der Assessor, das ist noch lange nicht Alles. Die Regenschirme haben mich mein Leben lang verfolgt. Den ersten Dienst, den ich suchte, erhielt ich nicht, weil ich auf der Straße einem vornehmen Gecken, der mir begegnete, mit meinem Regenschirme den Hut vom Kopfe stieß und ihm die Haarbulle zerstörte. Den zweyten erhielt ich nicht, weil eine Nervenzarte Dame, die für mich sprechen wollte, von dem Wachstaffentgeruch meines neuen Regenschirms ohnmächtig wurde und dadurch einen Widerwillen gegen mich faßte. Den dritten erhielt ich nicht, weil ich mir einen Secretair zum Feinde machte, der auf dem Klubb statt seines alten Regenschirms meinen neuen mit fortnahm, und es sehr übel empfand, daß ich ihn ersuchte, die Schirme wieder auszutauschen."

„Am schlimmsten ging es mir aber, als ich um den vierten Dienst mich bewarb. Den hatte

mir der Präsident schon für gewiß versprochen. Ich wurde sogar zu einer Abendgesellschaft bey ihm eingeladen. Unglücklicherweise fiel es mir ein, früher aufzubrechen als die übrige Gesellschaft. Ich suchte meinen Regenschirm im Vorzimmer und fand ihn nicht. Die Bedienten, dachte ich, werden ihn wohl in ein anderes Zimmer getragen haben, und öffneten daher die nächste Thür, ohne zu wissen, daß es das Schlafzimmer der Frau Präsidentin sey. Diese galante Dame war gerade in einer sehr traulichen Unterredung mit einem Officier begriffen und fuhr mich an: was wollen Sie? — Ich stand erschrocken und entschuldigte mich so gut ich konnte mit der Wahrheit, nemlich: daß ich meinen Regenschirm suche. Da herrschte sie mir sehr unfreundlich zu: ich sollte mit sammt meinem Regenschirm zum Teufel gehn! — kurz, wenige Tage nachher bekam ein Anderer den Dienst."

„Bald darauf gelang es mir einen neuen Gönner zu erwerben, in dessen Macht es stand, mir alle getäuschte Hoffnungen reichlich zu vergüten. Er gab mir auch sein Wort darauf, bey nächster Gelegenheit für mich zu sorgen. Während ich diese Gelegenheit abwartete, sah ich ihn eines Abends in der Dämmerung ohne alle Begleitung in ein Haus schleichen, welches man un-

ter die verdächtigen zu zählen pflegte. Er hatte sich zwar in einen Mantel gehüllt, allein ich erkannte ihn doch. Gott weiß, ich dachte nichts Böses, und da eben ein starkes Regenwetter einfiel, so meynte ich, es wäre eine Höflichkeit von mir, die sehr wohl würde aufgenommen werden, wenn ich so lange auf der Straße wartete, bis mein Gönner wieder heraus käme, und ihm dann meinen Regenschirm anböte. Ich mußte eine ganze Stunde warten. Endlich kam er, — „Ew. Excellenz, sagte ich, hier ist mein Regenschirm." — Er stutzte, schien nicht gleich zu wissen, ob er antworten sollte, und fürwahr, es wäre besser gewesen, er hätte gar nicht geantwortet, denn es beliebte ihm weiter nichts zu sagen, als: „gehn Sie zum Teufel mit Ihrem Regenschirme!" Am andern Morgen wollte ich ihm meine Aufwartung machen, aber seine Thür war und blieb für mich verschlossen."

„Indessen wenn man nur warten kann, in der Welt kommt endlich Alles. Zum Glück haben meine Eltern mir ein artiges Vermögen hinterlassen, ich konnte also warten, und so kam endlich auch der Dienst. Aber die Tücke meines Regenschirms mußt ich doch noch oft erfahren."

„Ich war schon einmal halb und halb mit
inem artigen Mädchen versprochen und hatte es
uch schon halb und halb bereut, denn sie konnte
ewaltig kritteln und nergeln über Kleinigkeiten.
eschieht das am grünen Bräutigamsholze, dach-
e ich, was wirds am dürren Ehestandsbaume
erden! Besonders zog sie mich mit meinem Re-
enschirme auf, weil ich niemals ohne denselben
rscheine, aus triftigen Ursachen. Ich ließ mir
as gefallen und lächelte dazu; das nahm sie
bel; ich sollte nicht lächeln, wenn sie verdrüß-
ch wäre."

„Einmal in der Komödie wurde es doch gar
u arg. Ich hatte eine Loge gemiethet für sechs
ersonen. Sie, ihre Tante und ihre Schwestern
ingen hinein, für mich blieb nur ein kleines
lätzchen, für meinen Regenschirm fast keiner.
ch stellte ihn bescheiden in die eine Ecke, da hieß
s: thun Sie doch den Regenschirm da weg; ich
ellte ihn in die andere, da klang es eben so.
ch legte ihn unter die Bank, da fiel er den Fü-
en beschwerlich; also blieb nichts anders übrig,
ls ihn in der Hand zu halten, worein ich mich
uch geduldig fand. Aber nun beliebte es dem
alben Dutzend Damen, mit meiner Braut an
r Spitze, mich wegen des Schirms zu schrau-
n. Die Eine meynte, ich sähe aus wie der

wilde Mann auf den Harzgulden, der einen Tannenbaum neben sich hat; die Andere, ich gleiche einem Talapoin aus dem Königreiche Siam, der auch mit einem Schirme gemahlt wird; die Dritte versicherte, ich würde mich vortrefflich auf einem Elephanten ausnehmen — und was dergleichen Stachelworte mehr waren. Meine Braut fand Alles sehr witzig und wollte sich krank lachen. Aber mein Herz erkrankte bey diesem bösen Spiele, ich verließ die Loge und kam nicht wieder."

„Im Parterre ging es mir fast noch übler. Es wurde Menschenhaß und Reue gespielt. Die Zuschauer weinten ganz gewaltig. Nun hatte ich kurz zuvor in einer französischen Zeitung gelesen, daß ein Pariser Spasvogel, bey Aufführung desselben Stückes, plötzlich im Parterre seinen Regenschirm ausgebreitet, um von den vielen, aus den Logen herab rieselnden Thränen nicht durch und durch naß zu werden, wodurch im ganzen Hause ein Gelächter entstanden. Ich wollte doch auch einmal witzig seyn, wenn gleich nicht originell, und spannte folglich zu Ende des dritten Acts meinen Regenschirm aus. Aber die Deutschen verstanden den Spaß nicht. Die hinter mir Stehenden murrten, weil ich ihnen die Aussicht benahm; endlich schimpften sie gar,

Ich wandte mich gelassen um und erklärte ihnen, daß es ein witziger Einfall sey. Da schimpften sie noch ärger. Ich bekam Händel mit der Polizey und mußte froh seyn, von manchem Nibbenstoß begleitet, die Thür zu gewinnen."

„Ich ging unter die Linden; da war eben ein großes Gewimmel hinaus nach dem Thiergarten und hereinwärts. Die Kommenden und Gehenden bildeten zusammen eine Masse, die stets hin und her wogend, durch tausend Ellenbogen sich berührte. Viele hatten auch Regenschirme, denn es fing an ein wenig zu sprützen. Ich ließ mich gemächlich mit fortschieben, und freute mich im Stillen meines geschützten Hauptes. Da rannte mir plötzlich Einer entgegen, der auch einen Regenschirm trug und vermuthlich große Eile hatte, denn seine beyden Arme schienen ein paar Sturmböcke zu seyn, die hastig Alles vor sich niederwarfen. Im Vorübergehen verwickelten sich unsere Schirme, der seinige riß mir den meinigen mit Gewalt aus der Hand. Auf die Erde konnte er nicht fallen, weil der Köpfe zu viele da waren; er hunpelte also wohl zwanzig Schritte lang immer von einem Kopf auf den andern, nahm diesem den Hut mit fort, Jenem die Brille von der Nase, riß den Frauenzimmern die Kopfzeuge aus den Haaren, kurz, er richte-

Digitized by Google

te, unter großem Geschrey, eine jämmerliche Verwüstung an. Endlich packte man ihn und zerriß ihn in tausend Stücken. Ein Glück, daß die Leute nicht wußten, wem er zugehörte, sonst hätten sie mich auch wohl zerrissen."

„Ich würde nicht fertig werden, meine theure Mamsell, wenn ich Ihnen alle die Unglücksfälle erzählen wollte, die mein Regenschirm mir zugezogen."

„Armer Mann!" sagte Henriette, „künftig sollten Sie lieber sich keines Regenschirms mehr bedienen, da er nun einmal zu Ihrem Unheil erfunden zu seyn scheint."

„Ey mit nichten!" antwortete der Assessor, man muß nur Geduld haben; des Schicksals Tücke ermüdet endlich, und ich lebe noch der frohen Hoffnung, mein ganzes künftiges Glück meinem Regenschirme zu verdanken. Schon vor einigen Monaten hatte ich die große Freude, daß ein Kind aus dem Fenster gerade auf meinen Schirm fiel. Freylich warf mich der Sturz zu Boden, und ich bekam einige Löcher in den Kopf; hingegen hatte mein Schirm die Gewalt des Falles gebrochen, das Kind kam unbeschädigt zur Erde. Wenn Sie gesehn hätten, wie die Eltern mich

mit rührenden Liebkosungen überhäuften, Sie würden, gleich mir, für alle bisherigen Leiden sich belohnt gefühlt haben."

Bey diesen Worten sah er so unaussprechlich glücklich aus, daß Henriette nicht umhin konnte, ihn sehr wohlwollend anzublicken.

„Holla! dachte ich," so fuhr er fort: „Die Unglücksepoche meines Regenschirms ist vorüber, von nun an wird er mir nur Heil und Segen bringen. Und sehn Sie, werthe Mamsell, das gab mir den Muth, heute mit Ihnen zu sprechen. Da steht der Regenschirm vor mir — ihm verdank' ich Ihre Bekanntschaft, und nur von Ihnen wird es abhängen, ihn zum Urheber meines zeitlichen Glückes zu machen. Ich habe nur ein Auge, aber das wird, so lange es offen steht, mit inniger Liebe auf Ihnen ruhen. Mein rechter Arm ist lahm, doch hat er Kraft genug, Sie an ein redliches Herz zu drücken. Ich habe nur ein gesundes Bein, doch gäb' ich auch das mit Freuden, wenn ich nur auf Krücken an Ihrer Seite durchs Leben hinken dürfte."

Henriette erröthete. Es war nicht Liebe, was sie zu ihm hinzog, aber sie fühlte, daß sie glücklich mit diesem gutmüthigen Manne seyn

würde. Sie reichte ihm die Hand und bereute es nie.

Welche Grenzen hat der Gehorsam, den man den Menschen schuldig ist?

Diese kitzliche Frage warf vor mehr als hundert Jahren ein Professor der Theologie in Heidelberg auf, er hieß Fabricius, und schrieb eine lateinische Abhandlung darüber. Es giebt manche Gewissensfragen, die schwer zu beantworten sind, weil sich die Bibel nicht deutlich genug in ihrer Hinsicht ausgedrückt hat; in dem vorliegenden Falle hingegen wird die Antwort schwierig, weil sich die Bibel gar zu deutlich ausdrückt. Keine Vorschrift in derselben ist klarer als die, daß wir uns der Obrigkeit unterwerfen sollen, welche Macht über uns hat. Der heilige Peter und der heilige Paul sind allen Einwürfen der, etwa zu Aufruhr geneigten, Gemüther zuvorgekommen, und haben ausdrücklich erklärt: man müsse nicht allein guten, gerechten

Fürsten gehorchen, sondern auch bösen, ungerechten: und zwar nicht blos aus Furcht, sondern aus Gewissensdrang. Das ist also auf einer Seite sehr klar.

Allein auf der andern hat der heilige Peter auch wiederum nicht minder klar behauptet: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er hat diesen Satz durch die That bewiesen, indem er das Evangelium, trotz dem Verbote der Obrigkeiten, laut gepredigt hat.

Diese große Klarheit von beyden Seiten erregt Verwirrung. Denn die Fürsten, die sich überzeugt halten, daß ihre Rechte deutlich in der heiligen Schrift enthalten sind, nennen die Ungehorsamen gottlos, und die Unterthanen, die eben so fest glauben, daß Gott ihnen befiehlt, in allen Fällen, die seinem Willen zuwider sind, ungehorsam zu seyn, machen sich ein Verdienst daraus, so bald sie vermeynen, daß ein solcher Fall eintrete. Folglich haben gerade die Vorschriften, welche Pfeiler der öffentlichen Ruhe seyn könnten, wenn die Menschen vernünftig wären, oft den Saamen der Zwietracht ausgestreut, weil die Menschen unwissend und boshaft sind.

Digitized by Google

Dem Uebel ist nicht abgeholfen, wenn man die gerechten Grenzen der fürstlichen Gewalt bestimmen will; denn da heißt es abermals, man muß gehorchen in Allem, was nicht dem Willen Gottes zuwider läuft. Aber eben diesen Willen Gottes pflegt Jeder nur in seinem eignen Willen oder in seinen eignen Ansichten zu suchen, die wiederum aus seinen Leidenschaften entspringen. Wenn z. B. die Arianer sich dem Kaiser Valentinian I. im Occident widersetzten, so ermangelten sie nicht, ihren Ungehorsam durch den Spruch zu rechtfertigen: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Aber im Orient litten zu gleicher Zeit die Orthodoxen eine harte Verfolgung unter einem arianischen Kaiser und bedienten sich derselben Rechtfertigung. Also einer Lehre folgen, welche auf dem Concilium von Arimini festgesetzt worden, hieß dem Arianer Gott gehorchen, und einen Ausspruch des Conciliums von Nicäa beobachten, hieß dem Katholiken dasselbe.

Um nun künftig zarten Gewissen das Schwanken zu ersparen, schlägt Fabricius folgende Regel vor: „so oft der Fürst klarer und bestimmter etwas befiehlt oder verbietet, als Gott es befohlen oder verboten hat, so oft muß man dem Fürsten gehorchen, ohne sich auf je-

Digitized by Google

en Spruch zu berufen; ist hingegen die Klarheit und Bestimmtheit größer, oder auch nur den so groß, auf Seiten Gottes, so gilt der Spruch.“ Er sucht die Richtigkeit dieses Satzes durch Stellen aus dem heiligen Augustin, durch das Benehmen der Apostel und das der thebaischen Legion zu beweisen. Allein er selbst geräth doch in einige Verlegenheit bey Beantwortung der Frage: ob man dem Fürsten in unrechten Kriegen dienen solle? denn da tritt jeder der nemliche Fall ein; jeder Mensch hat seine eigene Ansicht von Recht und Unrecht, während die Manifeste oft sehr klar zu beweisen scheinen, daß beyde Theile Recht haben. Ein großes Verdienst um die Nachwelt würde Fabrius sich erworben haben, wenn er uns gelehrt hätte, was ein Unterthan thun muß oder darf, wenn er, um Gott zu gehorchen, seinem Fürsten ungehorsam ist? — Lebten wir noch in den ersten Zeiten der christlichen Kirche und wären gezeigt ihre Tugenden zu üben, so wäre die Frage bald entschieden; denn nimmer würde man zu den Waffen greifen, lieber auf dem Blutgerüste sterben. Dieser Meynung ist auch Grotius in seinem vortrefflichen Buche de jure belli et pacis. Andere haben anders geurtheilt und subtile Distinctionen zwischen freywilligen und unfreywilligen Unterthanen gemacht; allein diese

vergaßen, daß die Bibel ausdrücklich befiehlt, der Obrigkeit zu gehorchen, welche Macht über uns hat; vom Recht iſt alſo nicht die Rede.

Am Schluße ſeiner Abhandlung ſpricht Fabricius auch vom blinden Gehorſam und führt zum Beyſpiel den heiligen Ignatius, den Stifter der Jeſuiten an, der dieſe Tugend weiter als irgend Jemand getrieben hat. Denn ſelbſt in einer ſchweren Krankheit, wo er ſehr wohl erkannte, daß ſein Arzt ein Ignorant war, gehorchte er allen deſſen Vorſchriften ohne Murren, und wäre ſicher ein Opfer dieſes Gehorſams geworden, wenn nicht die Jeſuiten einen geſchickteren Arzt herbeygerufen hätten. Ein andermal wurde er wieder krank in der Faſtenwoche, der Arzt verordnete ihm ein Huhn zum Abendeſſen, und, ſo ſtreng er auch ſonſt die Faſten hielt, ſo machte er doch keine Einwendung und ſagte blos: „man muß gehorchen.“ Einige ſeiner Jünger und Nachahmer wollten nicht einmal auf dem Sterbebette, ohne Erlaubniß der Obern, ihre Seele in Gottes Hände befehlen.

Fabricius hat noch eine andere Abhandlung geſchrieben, die nicht vergeſſen zu werden verdient, de ludis scenicis (vom Theater), in der

die Schaubühne vertheidigt. Sie enthält fünf Abtheilungen In der ersten erzählt er die Meinungen der Philosophen und Politiker über das Theater, und zeigt, daß diejenigen, welche sich darauf berufen, daß Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt habe, die Schriften dieses Philosophen nur oberflächlich kennen. In der zweyten theilt er die Meynungen der Rechtsgelehrten und Kirchenväter mit und zeigt, daß sie für unsere Zeiten nicht passen, theils weil wir das Theater sehr gereinigt haben, theils weil unter den Heyden die Schauspiele einen Theil des Götzendienstes ausmachten. Freylich haben manche alte Kirchengesetze den Christen untersagt, Schauspielen beyzuwohnen, aber es giebt hundert andere ähnliche Vorschriften, die, jetzt noch zu beobachten, sehr drollig seyn würde. Die Christen z. E. sollten auch keine Fabeln lesen, kein Geistlicher bey einer Hochzeit sich einfinden u. dergl. m. Schon längst schreiben Geistliche Commentare über heydnische Dichter, und wissen bey Hochzeiten ihren Platz sehr wohl zu behaupten. In der dritten Abtheilung sammelt Fabricius die günstigen Meinungen der Theologen seiner Zeit über das Theater. In der vierten widerlegt er die Gründe, die gegen das Schauspiel aus der heiligen Schrift hergenommen werden, besonders aus einer Stelle der Bücher Moses, wo den

Männern verboten wird, sich als Weiber zu kleiden und umgekehrt, weil das Gott ein Gräuel und Abscheu sey. Stärker könnte sich die Bibel nicht gegen die gröbsten Laster ausdrücken, weshalb man auch vermuthet, Moses habe unter jenen Worten eine gewisse Schändlichkeit verhüllt, die er nicht zu deutlich ausdrücken wollen. Andere meynen, es heiße so viel als: die Männer sollen sich von ihren Weibern nicht zu sehr beherrschen lassen, weil man im gemeinen Leben von einer herrschenden Frau zu sagen pflegt: sie trägt des Mannes Hosen. Vielleicht sollte das Verbot auch nur den heydnischen Ceremonieen gelten, die den Männern vorschrieben, am Fest der Venus in Weiberkleidern, und den Weibern am Feste des Mars in Mannskleidern zu erscheinen. Grotius und der Rabbi Maimonides glauben das letztere. Ein Clodius in Frauenkleidern ist freylich ein Gegenstand des gerechten Abscheues; aber wenn z. B. eine Tochter ihren Vater aus dem Gefängnisse rettet, indem sie die Kleider mit ihm tauscht, oder wenn (wie wir der Fälle in unsern Tagen viele erlebt haben) ein braves Mädchen als Soldat für sein Vaterland kämpft, wäre das auch ein Gräuel vor Gott? —

In der fünften Abtheilung fertigt Fabricius die Einwürfe der menschlichen Vernunft ab,

die freylich größtentheils sehr unvernünftig sind, aber in den Zeiten, in welchen der Verfasser lebte, noch widerlegt werden mußten. Man gewinnt den Mann lieb, denn keine Vorurtheile hegen, war vor 116 Jahren nichts alltägliches.

Ueber Oefen und Kamine, Monarchieen und Republiken.

Bald nach der englischen Revolution von 1649 pflegte der Lord Fairfax zu sagen: „in einem Zimmer, wo der Kamin raucht, sitzt man am besten in einem Winkel neben dem Kamin.“

Viel wird das doch nicht helfen, der Rauch wird immer die Augen beißen, und wenn es brav raucht, so wird auch das kleinste Insect hinter der Tapete dadurch incommodirt, bisweilen erstickt. Man sollte Künstler haben — und man meynt auch gewöhnlich, man habe dergleichen — die, wenn ein Sturmwind in den Schornstein herab stößt, zu verhindern wüßten, daß der Rauch nicht in das Zimmer schlage; mit andern

Wor-

Worten: das Gleichgewicht herstellten; weil jede gute, gesunde Organisation ein Gleichgewicht voraussetzt, im Menschen wie im Staate. Wird dieses gestört, so — raucht der Kamin. Ein Jeder will das Feuer schüren, ein Jeder die Zange fassen, und darum raucht der Kamin sehr oft. Der Eine legt zu viel Holz auf, erstickt die Flamme, sogleich raucht es. Der Andere läßt eine Thür oder ein Fenster offen, oder macht zu viel Wind beym Auf- und Abgehn, dann raucht es wieder. Eine ganze Gesellschaft drängt sich um den Kamin, hindert den Luftzug und es raucht. Kurz, es ist nichts schwerer als die Regierung — eines Kamins. Ich lobe mir den Ofen! da schürt nicht ein Jeder, die Wärme ist gleichmäßig; man erstarrt nicht auf einer Seite, während man auf der andern gebraten wird. Es ist freylich ein großes Vergnügen, die Zange in der Hand zu haben, aber Einer reißt sie dem Andern aus der Hand, die Sucht zu schüren gleicht der zu politisiren.

Den Ofen kann ein Einziger gut versorgen. Das könnte wohl auch beym Kamin geschehen, aber es geschieht niemals. Die Versuchung ist zu groß; man hat das Feuer vor Augen, die Zange liegt da, Jeder nimmt sie und reicht sie seinem Nachbar, der gewöhnlich wieder

einreißt, was der Andere gebaut hat. Der Eine will ein concentrietes Feuerchen, der Andere eine lodernde Flamme, der Dritte glühende Kohlen, der Vierte schiebt das Feuer vorwärts an den Rand, der Fünfte hinterwärts an die Mauer. Immer stehn und sitzen nur Wenige so nahe, daß sie der Wärme genießen, die übrigen im Zimmer frieren und sehn zu wie die andern sich pflegen. Wenn ein vornehmer Mann in Paris 100 Gäste hat, so redet er einen Jeden beym Eintritt mit den Worten an: approchez vous du feu! aber wie viele finden ein Plätzchen, um dieser Einladung Folge zu leisten? — Ich lobe mir den Ofen, der wird geheizt von Einem, ohne daß man es gewahr wird, aber Alle wärmen sich behaglich. Besser wäre es freylich noch, wenn man weder Kamin noch Ofen nöthig hätte, und die Gäste nicht das theure Holz bezahlen müßten.

Der Churfürst von Sachsen fand es einmal sehr kalt bey Taubmann, seinem Hoffnarren, der ihm jedoch versicherte, es sey für 100 Thaler Holz im Ofen. Er hatte nemlich eine Cremoneser Violine hineingesteckt. Ach ja! mancher große kalte Ofen wird mit Cremoneser Violinen geheizt.

Aehnlichkeit und Sympathie.

Vor etwa 150 Jahren lebten ein paar Zwillingsbrüder, die Grafen von Ligneville und d'Autricourt, aus einer alten lothringischen Familie. Sie waren einander so vollkommen ähnlich, daß selbst ihre Bedienten sie verwechselten, wenn beyde in gleicher Kleidung erschienen, was sie zum Scherz bisweilen zu thun pflegten. Auch der Ton ihrer Stimme war nur Einer. Ein Glück, daß sie einander so aufrichtig liebten, sonst hätten ihre schönen Gemahlinnen auf die unschuldigste Weise von der Welt treulos werden können. Indessen will man wissen, daß sie mit ihren Maitressen es nicht so gar genau genommen haben. Beyde waren Rittmeister bey den Dragonern, nur bey verschiedenen Regimentern; aber sie wechselten bisweilen ihre Uniform, Jeder stellte sich an die Spitze von der Schwadrone des andern und Niemand wurde es gewahr. D'Autricourt schwebte einst in Gefahr, wegen eines bösen Handels arretirt zu werden; von Stund an kleidete sich Ligneville von Kopf bis zu Fuß wie sein Bruder und ging ihm nicht mehr von der Seite. Um nun nicht den Unschuldigen für den Schuldigen

zu ergreifen, zögerte man so lange mit dem Arretiren, bis die Sache gütlich beygelegt war.

Beyde Brüder reisten einst miteinander. In einer fremden Stadt ließen sie einen Balbier holen. Ligneville setzte sich zuerst, um sich den Bart abnehmen zu lassen; d'Autricourt hielt sich im Nebenzimmer verborgen. Als nun der Balbier seine Arbeit zur Hälfte vollbracht hatte, schützte Ligneville ein Bedürfniß vor, stand auf und ging in das Nebenzimmer. Gleich darauf trat sein Bruder in demselben Schlafrock heraus und setzte sich. Der Balbier will fortfahren, sieht die abgenommene Hälfte des Barts wieder gewachsen, glaubt, er habe den leibhaftigen Satan vor sich und wird ohnmächtig. Diesen Augenblick benutzt Ligneville, um sich wieder hin zu setzen. Der Balbier kommt wieder zu sich, und meynt er habe geträumt, bis ihm das Räthsel gelöst ward.

Ein anderesmal, als beyde eben recht hungrig und durstig waren, gingen sie zu einem Speisewirth, doch nur Einer ließ sich sehen, der Andere versteckte sich hinter den Vorhängen eines Alcoven. Der Sichtbare foderte zu essen und Wein. Der Wirth trug eine Schüssel nach der andern auf, und eine Bouteille nach der andern. Ligneville aß und trank zuerst sich satt, und, da er viel zu

sich nehmen konnte, so machte der Wirth schon im Stillen die Bemerkung, daß der fremde Herr ein gewaltiger Esser sey. Doch wie erstaunte er, als er nun die letzte leere Schüssel wegtragen wollte, und d'Autricourt, der unterdessen mit nicht geringerem Appetit seines Bruders Platz eingenommen hatte, noch mehr und immer mehr foderte. Während er sich gütlich that, verdaute Ligneville auf dem Ruhebette, und war nach einer Stunde schon wieder im Stande, seines Bruders Platz mit Ehren einzunehmen. Der Himmel weiß, wie viele Schüsseln sie noch gefodert haben würden, wenn des Wirthes Speisevorrath nicht erschöpft worden wäre. Der arme Schelm, der gleichfalls den Teufel in diesem Vielfraß vermuthete, erklärte mit Angstschweiß auf der Stirn, er habe nichts mehr vorzusetzen, und nun erst kam der andere Bruder lautlachend zum Vorschein.

Alle diese Geschichtchen sind eben nicht unglaublich. Wir haben selbst in unsern Tagen ein paar Zwillingsbrüder (die beyden berühmten Mahler von Kügelgen), die man leicht verwechseln kann. Allein, was nun folgt, möchte schweren Glauben finden. Nicht blos die Aehnlichkeit, sondern auch die Sympathie, war zwischen beyden so groß, daß sie immer zu gleicher Zeit krank wurden. Empfing Einer von ihnen eine Wunde

so fühlte der Andere den Schmerz derselben. Oft träumten sie in Einer Nacht einerley Träume. Endlich wurde d'Autricourt in Frankreich von einem Fieber befallen, an dem er starb. Lignéville lag zu gleicher Zeit in Bayern an demselben Fieber darnieder.

Franklin.

Viel, recht viel Merkwürdiges und Schönes enthalten Franklins politische und philosophische Mannigfaltigkeiten, die vor dreyßig Jahren zu London unter dem Titel: Political miscellaneous and philosophical pieces erschienen. Daß man gerade in diesem Zeitpuncte Franklins Werke solcher Art in London drucken durfte, (nemlich während des amerikanischen Krieges) beweist eine beneidenswerthe Preßfreyheit. Der Herausgeber sagt im Vorbericht: es scheine zwar jetzt nicht von der Zeit und Stunde, Achtung und Ehrfurcht für Franklin zu bezeigen; allein die Geschichte werde für ihn reden. Nie habe ein Philosoph und Politiker, gleich ihm, so große

und kühne, durch Erfahrung bewahrheitete Weissagungen aufgestellt. Der Engländer, der ihn lese, müsse Thränen vergießen bey dem Gedanken: das Land, welches ihn hervorgebracht, war vormals eine englische Provinz. „Leser!“ ruft der Herausgeber, „wer du auch seyst und welche Gründe ihn zu hassen du auch haben mögest, wisse, daß dieser große Mann dich liebt und dich gut zu machen wünscht. His country's friend, but more of human kind. (Seines Vaterlandes Freund, doch mehr noch Freund der Menschen.)“ Diesem Ausbruch edler Empfindungen stimmten damals auch die englischen Journalisten unpartheyisch bey, und warlich! das ist schön, das ist selten, zumal in Zeiten, wo Furcht oder Schmeicheley das Verdienst jedes ehrlichen Mannes zu unterdrücken strebt, der nicht fürchtet und nicht schmeichelt.

Alles anzuführen, was diese Sammlung enthält, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; manches ist auch schon in Deutschland hinlänglich bekannt, z. B. der Almanach des armen Richard. Die politischen Aufsätze werden, nach der Meynung eines englischen Journalisten, den Leser oft an Swifts Schriften erinnern, die er bey Gelegenheit der irrländischen Unruhen herausgab, nur mit dem großen Unterschied, daß Swift im-

mer satyrisch, partheyisch und gallsichtig war, Franklin hingegen ruhig und leidenschaftslos. Alles, was er vor Anfang der amerikanischen Unruhen geschrieben, trägt den Stempel des Friedens und der Versöhnlichkeit. Auch noch nach dem Ausbruch derselben, beweisen viele Aufsätze, wie herzlich er die ursprüngliche Vereinigung seines Vaterlandes mit England zu erhalten wünschte. Noch als Mitglied des amerikanischen Congresses schrieb er am 3. October 1777 aus Philadelphia an einen Freund: „Ich wünsche den Frieden so heiß als Sie, und möchte so gern dazu mitwirken; aber jedes, aus Großbrittanien kommende Schiff, bringt Neuigkeiten, welche die Gemüther nur noch mehr erbittern, und es scheint mir, daß ihr erst durch eine kostbare Erfahrung werdet lernen müssen, es sey unmöglich, uns durch Gewalt zu unterjochen. — Ihr verachtet uns zu sehr und vergeßt das italienische Sprichwort: es giebt keinen kleinen Feind."

Und an Lord Howe schrieb er die merkwürdigen Worte: „Ich kenne zu wohl den Uebermuth der englischen Nation und den geringen Grad von Klugheit, den sie besitzt, um zu hoffen, daß sie jemals heilsame Maaßregeln ergreifen werde. Als eine kriegerische, ehrsüchtige und handelnde Nation betrachtet, wird ihre Wuth zu herrschen,

ihre Begierde nach Eroberungen und nach dem Besitz des Alleinhandels, jederzeit ihre Blicke von ihrem wahren Interesse abziehen und sie in ferne, verderbliche Expeditionen verwickeln, die am Ende eben so zerstörend für sie seyn werden, als es einst die Kreuzzüge für Europa waren. — Glauben Sie nicht, Mylord, daß ich durch meine Weissagungen Ihnen Furcht einjagen wolle; sie werden das Schicksal aller meiner übrigen haben, das heißt, man wird nicht eher daran glauben, bis man es mit Händen greift."

Wenn Franklin noch lebte, so würde er vielleicht bald den Triumph genießen, seine Prophezeyhungen in Erfüllung gehn zu sehn.

Sollte man wohl glauben, daß einst ein gewisser Wedderburn es wagte, vor dem versammelten geheimen Rath, in Gegenwart des biedern Franklin, auszurufen: „Ich hoffe, Mylords, Sie werden, zur Ehre unsers Vaterlandes, zur Ehre von Europa und der Menschheit, diesen Menschen mit dem Stempel der Infamie bezeichnen. Er hat die der Gesellschaft und den Menschen schuldige Achtung abgeschüttelt. Wo dürfte er künftig noch mit jener edlen Zuversicht erscheinen, die nur eine Begleiterin der Tugend ist? Jedermann wird ihn mißtrauisch betrachten,

Papiere und Schreibzeug von ihm v erschließen u. s. w."

Diese heraus gesprudelten Invectiven bezogen sich auf gewisse Briefe des Gouverneur Hutchinson, welche, nach Boston befördert zu haben, Franklin beschuldigt wurde; auch hieß es, er habe einen dadurch veranlaßten Zweykampf zwischen den Herren Whately und Temple, verhindern können, wenn er zeitig erklärt hätte, daß er der Beförderer jener Briefe gewesen. Der Herausgeber rechtfertigt seinen Freund siegreich. Er sagt: Die Aufforderung geschah des Morgens, und schon am Nachmittage schlug man sich, während Franklin gar nicht in der Stadt war, und erst einige Zeit nachher die Begebenheit erfuhr. Allein sobald er sie erfuhr, säumte er keinen Augenblick zu erklären: die Briefe seyen durch ihn nach Boston gelangt. Er leistete zugleich einen förmlichen Eyd in der Kanzeley, daß er nicht gewußt, an wen diese Briefe gerichtet gewesen, und daß er sie von einem Dritten empfangen; aber diesen Dritten zu verrathen, konnte ihn nichts auf der Welt, auch nicht die Furcht bewegen, daß man ihn zweydeutig beurtheilen werde. An Wedderburn rächte er sich nie, erlaubte sich nicht einmal einen heftigen Ausdruck gegen ihn.

Digitized by Google

Doch hinweg von diesen unsittlichen, durch Animosität veranlaßten Scenen, in welchen Franklins ehrwürdiger Name nie genannt werden sollte. Wenden wir uns lieber zu einem Kränzchen oder Clubb, den Franklin in Philadelphia errichtete, für den er auch Gesetze entwarf, die, wie alle seine Schriften, Menschlichkeit und Tugend athmen. Die ausgezeichnetesten Bürger waren Mitglieder dieses Clubbs; doch, um zugelassen zu werden, mußte der Aufzunehmende folgende Fragen beantworten:

1) Haben Sie irgend etwas gegen Eins der gegenwärtigen Mitglieder? — Antwort: Nein.

2) Erklären Sie aufrichtig, daß Sie alle Menschen lieben, sie mögen seyn, weß Standes und welcher Religion sie wollen? — Antwort: Ja.

3) Glauben Sie, daß irgend Jemand, um speculativer Meynungen willen, an seiner Person, seinem Vermögen, seiner Ehre gekränkt werden dürfe? — Antwort: Nein.

4) Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen? Sind Sie entschlossen, sie aufrichtig zu suchen, und, wenn Sie sie gefunden ha-

Papiere und Schreibzeug von ihm v erschließen u. s. w."

Diese heraus gesprudelten Invectiven bezogen sich auf gewisse Briefe des Gouverneur Hutchinson, welche, nach Boston befördert zu haben, Franklin beschuldigt wurde; auch hieß es, er habe einen dadurch veranlaßten Zweykampf zwischen den Herren Whately und Temple, verhindern können, wenn er zeitig erklärt hätte, daß er der Beförderer jener Briefe gewesen. Der Herausgeber rechtfertigt seinen Freund siegreich. Er sagt: Die Aufforderung geschah des Morgens, und schon am Nachmittage schlug man sich, während Franklin gar nicht in der Stadt war, und erst einige Zeit nachher die Begebenheit erfuhr. Allein sobald er sie erfuhr, säumte er keinen Augenblick zu erklären: die Briefe seyen durch ihn nach Boston gelangt. Er leistete zugleich einen förmlichen Eyd in der Kanzeley, daß er nicht gewußt, an wen diese Briefe gerichtet gewesen, und daß er sie von einem Dritten empfangen; aber diesen Dritten zu verrathen, konnte ihn nichts auf der Welt, auch nicht die Furcht bewegen, daß man ihn zweydeutig beurtheilen werde. An Wedderburn rächte er sich nie, erlaubte sich nicht einmal einen heftigen Ausdruck gegen ihn.

Digitized by Google

Doch hinweg von diesen unsittlichen, durch Animosität veranlaßten Scenen, in welchen Franklins ehrwürdiger Name nie genannt werden sollte. Wenden wir uns lieber zu einem Kränzchen oder Clubb, den Franklin in Philadelphia errichtete, für den er auch Gesetze entwarf, die, wie alle seine Schriften, Menschlichkeit und Tugend athmen. Die ausgezeichnetesten Bürger waren Mitglieder dieses Clubbs; doch, um zugelassen zu werden, mußte der Aufzunehmende folgende Fragen beantworten:

1) Haben Sie irgend etwas gegen Eins der gegenwärtigen Mitglieder? — Antwort: Nein.

2) Erklären Sie aufrichtig, daß Sie alle Menschen lieben, sie mögen seyn, weß Standes und welcher Religion sie wollen? — Antwort: Ja.

3) Glauben Sie, daß irgend Jemand, um speculativer Meynungen willen, an seiner Person, seinem Vermögen, seiner Ehre gekränkt werden dürfe? — Antwort: Nein.

4) Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen? Sind Sie entschlossen, sie aufrichtig zu suchen, und, wenn Sie sie gefunden ha-

ben, sie zu bekennen und den Andern mitzutheilen? — Antwort: Ja.

Unter den Gesetzen finden sich folgende, gleichfalls in Fragen eingekleidet. „Haben Sie in dem letzten Buche, welches Sie gelesen, etwas Merkwürdiges gefunden, welches der Gesellschaft mitgetheilt zu werden verdiente? besonders im Fach der Geschichte, Moral, Dichtkunst, Physik, Reisen und anderer Wissenschaften?" — „Kennen Sie einen Bürger, dessen Glücksumstände seit einiger Zeit zerrüttet wären? und wissen Sie die Ursach davon?" — „Haben Sie von irgend einem Bürger gehört, dessen Wohlstand im Fortschreiten ist? und wissen Sie durch welche Mittel?" — „Wissen Sie nichts, worin die Gesellschaft den Menschen, dem Vaterlande, ihren Freunden oder Mitgliedern nützlich werden könnte?" — „Haben Sie etwa von irgend einem merkwürdigen Reisenden gehört, der seit unserer letzten Zusammenkunft hier angelangt wäre? könnten wir ihm in irgend etwas nützlich werden?" — „Kennen Sie vielleicht einen Jüngling, der sich auszeichnet und den wir auf irgend eine Weise aufmuntern könnten?" — „Haben Sie neuerlich in den Gesetzen unsers Landes Mängel entdeckt, die man der gesetzgebenden Gewalt anzeigen könnte, um sie zu verbessern? kennen

Sie irgend ein gutes Gesetz, welches uns noch fehlt?" — „Welchen anständigen Dienst kann die Gesellschaft, oder ein einzelnes Mitglied derselben, Ihnen leisten?" — „Giebt es vielleicht irgend eine vielseitige Materie in Philosophie oder Moral, von welcher Sie wünschten, daß sie heute unter uns abgehandelt würde?" u. s. w.

Man kann sich beym Lesen dieser trefflichen, in ihrer Art einzigen Clubbgesetze des Wunsches nicht enthalten, daß sie in allen Freymaurerlogen an die Stelle der höchst albernen Fragestücke treten mögten, deren man sich dort bedient, oder wenigstens vormals bediente.

Nichts entging Franklins Aufmerksamkeit, wenn es den Menschen nützlich werden konnte, daher findet man im fünften Theile dieser Sammlung sogar eine verbesserte Methode zu buchstabieren. Wer, ohne Franklin zu kennen, zuerst diese neue Buchstabiermethode aufschlüge, und dann, beym Weiterblättern, eine neue Hypothese fände, um das Nordlicht zu erklären, würde nicht wenig erstaunen. Sie ist sinnreich und — ein seltenes Verdienst — auch dem Layen begreiflich. Franklin setzt voraus, daß die zwischen den Tropiken erhitzte Luft mit electri-

scher Materie angefüllt ist, die, ihrer Leichtigkeit halber, in die obere Atmosphäre steigt, zu beyden Seiten des Aequators sich ausbreitet, und endlich bey den Polen niedersinkt, wo ein kalter, dichter Luftstrom in entgegengesetzter Richtung gegen den Aequator aufsteigt. Diese Circulation der kalten und warmen, der leichten und schweren Luft kann man auch in einem Zimmer, in welchem Feuer brennt, wahrnehmen. Wenn nun die electrische Materie, in Gestalt von Wolken, gegen Norden hinzieht, so fällt eine Menge derselben mit dem Regen, Schnee oder Hagel nieder, ehe sie die Polargegenden erreicht; denn es ist offenbar, daß Regen, Schnee und Hagel electrische Materie enthalten, weil sie ihre Electricität einzelnen Schiffen mittheilen. In den gemäßigten Zonen, in welchen die Erde ein guter Conductor ist, schluckt sie schnell die electrische Materie ein, die Regen und Gewitter ihr zuführen. In den kalten Polarzonen ist es ganz anders. Da findet sie, mit dem Schnee niederfallend, keinen Conductor an der Erde, sie wird vielmehr gewissermaßen durch die ewige Eisdecke zurückgestoßen, die, besonders bey übermäßiger Kälte, keinen Conductor für die Electricität abgeben kann. Dort wird sich also diese Materie auf der Oberfläche anhäufen, wie auf ei-

ner Glasscheibe. Wenn diese Scheibe überladen ist, so müssen verschiedene Ausbrüche der electrischen Materie erfolgen, (wie das auch bey einer überladenen, sogenannten Leydner Flasche zu geschehen pflegt) sie entschlüpft in die obere Atmosphäre, die an den Polen minder erhaben ist, als am Aequator, bis sie den leeren Raum oder wenigstens eine außerordentlich verdünnte Luft findet, die ein guter Leiter ist. Nun breitet sie sich gegen den Aequator aus, und bewirkt dieselben Erscheinungen, welche sie auch, bey Experimenten, im leeren Raume darstellt.

Ueber diese Hypothese las Franklin 1779 ein Memoire in der Pariser Academie.

Der Korbflechter.

Georg I. König von England, soll öfter die folgende Begebenheit erzählt haben, die in unsern Tagen wohl leicht Glauben finden mag. Sie

fällt ungefähr in das Jahr 1615. Ein deutscher Edelmann hatte eine Tochter, um die ein junger Mann aus der Nachbarschaft sich bewarb. „Wie wollen Sie meine Tochter unterhalten?“ fragte der Vater. „Standesmäßig,“ antwortete der Jüngling.

„Das versteht sich; aber womit?“

„Mit meinem ansehnlichen Vermögen.“

„Besitzen Sie nichts als Landgüter?“

Diese seltsame Frage verwirrte den Freywerber. „Nichts weiter,“ sagte er, „allein mich dünkt, das sey mehr als hinreichend.“

„Mit nichten,“ meinte der Vater, „zwar ist meine Tochter meine einzige Erbin und folglich reich; dennoch werde ich sie nie einem Manne geben, der nicht irgend eine Kunst oder ein Handwerk versteht, um sie auch bey eintretenden Unglücksfällen ernähren zu können.“

Der junge Mensch fand diese Zumuthung äußerst sonderbar, allein er liebte, folglich unterwarf er sich der Bedingung, und bat nur um eine Jahresfrist, um durch irgend eine mechani-

sche

sche Kunst sich des Fräuleins würdig zu machen. Die Frist wurde ihm zugestanden. Er begab sich sogleich zu dem geschicktesten Korbmacher in der ganzen Gegend, und in weniger als einem halben Jahre übertraf er schon seinen Meister. Nun überreichte er seiner Geliebten ein Körbchen von seiner Arbeit von geschälten Zweigen, welches denjenigen zum Muster diente, die bald nachher unter den Damen so sehr Mode und Toilleten-Körbe genannt wurden. Man führte sie aus Deutschland in Holland und England ein, und sie waren eine Zeitlang ein nicht unbeträchtlicher Handelsartikel.

Der junge Mann erreichte nunmehr das Ziel seiner Wünsche. Einige Jahre nachher wurde er, nebst seinem Schwiegervater, in dem Kriege, der die Pfalz verheerte, von seinen Gütern vertrieben und flüchtete nach Holland, wo er, durch seine niedlichen Körbe, die ganze Familie ernährte und nun erst begriff, daß die Frage des Alten: „Haben Sie nichts als Landgüter?" sehr vernünftig gewesen. Wie manche Emigrirte in unsern Tagen würden nicht nöthig gehabt haben, ihr Elend zur Schau zu tragen, wenn sie verstanden hätten, Körbe zu flechten.

Seltsame Obliegenheit.

Lothringen zeichnete sich vormals durch die sonderbarsten Ueberbleibsel des Feudalsystems aus. Unter andern gab es da ein Dorf Uxegnay, dessen Maire verbunden war, jedes Jahr am heiligen Martinsabend den Herrn eines anderen Dorfes, Dargnieulles, mit seinem ganzen Gefolge zu bewirthen, auch dessen Pferde wohl zu füttern. Das war aber nicht Alles, sondern er mußte während der Mahlzeit auch seine Frau herein kommen lassen, und diese mußte vor dem Herrn singen, schreyen, lachen und tanzen. Machte sie nur eine böse Miene dazu, so mußte sie zur Strafe, der Gemahlin des Herrn ein Kopftuch bringen, und ihr Mann durch ein Geschenk von Zwiebeln und Oel büßen. Im Jahr 1595 befreyeten sich die Einwohner von dieser seltsamen Obliegenheit, indem sie dem Herrn von Dargnieulles jährlich 20 Franken zu zahlen versprachen.

Chapelain.

Ein litterarischer Ruf ist auch in unsern Tagen ein sehr zweydeutiges Ding. Gönner, gute Freunde, Amt und Vermögen, die feilen Posaunen der gelehrten Zeitungen und die Queerpfeifen der Flugblätter begründen ihn nur gar zu oft. Der Schreyer, der Absprecher, der kecke Tonangeber, mit Einem Worte, der Schlegel oder Merkel, wissen ihn zu erringen, wie ein Rabe das Goldstück. Sie werden gelobt, damit sie wieder loben oder wenigstens schweigen sollen, weil doch nun einmal ihr Geschrey das schwache Publicum oft bethört. Freylich währt das nur kurze Zeit, sie brauchen nicht einmal zu sterben, um ihre Kränze verwelken zu sehn. Schlegels Athenäum ist längst vergessen, gleich wie Merkels Briefe an ein Frauenzimmer.

Chapelain liefert Eins der auffallendsten Beyspiele, wie man mit magern Verdiensten zu einem großen litterarischen Rufe gelangen kann. Durch eine Ode an den Cardinal Richelieu legte er den Grund dazu. Allerdings erregte diese Ode Hoffnungen, selbst Boileau meynte, sie wäre nicht schlecht, und das wollte schon viel sagen in

Boileau's Munde. Von diesem Augenblicke an war der eitle Richelieu ganz für Chapelain gewonnen, auf dessen Vorschlag er den dichterischen Creaturen, die an seinen Theaterstücken arbeiten mußten, die drey Einheiten vorschrieb. Es wurde gleichsam ein dramatischer Senat errichtet, dessen Präsident Chapelain mit einem Gehalt von 1000 Thalern war. Doch muß man ihm nachrühmen, daß er durch diese Wohlthaten sich nicht ganz zum feilen Schmeichler des Kardinals herabwürdigen ließ, sondern den Muth behielt, ihm bisweilen harte Wahrheiten zu sagen. Das geschah unter andern bey Gelegenheit der großen Pastorale, zu der Richelieu selbst an 500 Verse geliefert hatte. Sie sollte gedruckt werden, allein Chapelain geißelte die Handschrift so scharf, daß der Kardinal, anfangs gekränkt, sie doch endlich unterdrückte.

Hätte doch Chapelain für sein eignes Gedicht, la Pucelle, sich einer ähnlichen scharfen Critik zu erfreuen gehabt! — Nie wurde ein Werk so pomphaft angekündigt. Man nannte es ein Meisterstück, welches alle epische Gedichte, Homer und Virgil nicht ausgenommen, weit hinter sich lassen würde. Der Herzog von Longueville gab ihm eine Pension von 100 Thaler, noch ehe es vollendet war, und verdoppelte diese Summe,

Digitized by Google

als es wirklich erschien. Es bestand aus 24 Gesängen, wovon aber nie mehr als 12 im Druck erschienen sind. Auch auf die 12 mußte man sehr lange warten, welches einem Spaßvogel Gelegenheit gab zu sagen: die pucelle sey eine fille entretenue des Herzogs von Longueville. Indessen war des Dichters Ruf so groß, daß Richelieu, wenn er einem Werke Beyfall verschaffen wollte, ihn bat, seinen Namen dazu herzuleihen, wogegen er ihm seinen Beutel zu leihen versprach. Die Herzogin von Longueville war vielleicht die einzige Person, die, schon vor dem Druck der Pucelle, keinen Geschmack daran fand. Chapelain hatte sie bey dem Prinzen von Conde vorgelesen, man fragte um ihre Meynung, und sie antwortete: „es ist sehr schön, aber auch sehr langweilig.“

Indessen war der bloße Ruf des Gedichts schon so fest begründet, daß auch der Druck desselben ihn nicht gleich vernichten konnte. Die Lobsprüche hallten noch immer fort, keine Stimme wagte sich dagegen zu erheben. Es ging ihm wie in unsern Tagen der frostigen Eugenia von Göthe. In anderthalb Jahren wurde es sechsmal aufgelegt; verdienstvolle Männer, wie Sarosin, Menage, Maynard, übersetzten und rühmten es.

Digitized by Google

Endlich fingen doch mehrere, mißbilligende Stimmen nach und nach an laut zu werden, unter allen die furchtbarste, die von Boileau, dessen Geringschätzung für Chapelain gleichsam in der Familie erblich war. Boileau's Bruder, Puimorin tadelte einst sogar die Pucelle in Gegenwart des Verfassers, „Sie können davon nicht urtheilen," sagte dieser heftig, „Sie verstehn ja nicht einmal zu lesen."

„Ach Gott!" antwortete Puimorin, „leider verstehe ich es nur gar zu gut, seit dem Sie drucken lassen."

Die geistreichsten Höflinge versammelten sich nun, nebst Boileau, Racine, Lafontaine, Chapelle u. s. w. bey einem berühmten Speisewirth in einem gemietheten Zimmer, wo ein Exemplar der Pucelle stets auf dem Tische lag, und, wenn Einer der Gäste einen Fehler gegen die Sprache beging oder etwas albernes sagte, so mußte er eine gewisse Anzahl Verse aus der Pucelle lesen, bisweilen wohl zwanzig, wenn er sich sehr vergangen hatte; aber das Verbrechen mußte ungeheuer seyn, wenn eine ganze Seite ihm auferlegt wurde. Und das war dasselbe Buch, welches ganz Paris mit Entzücken verschlungen hatte! Der Plan allein hatte seinem Verfasser

fünf Jahre Zeit gekostet; doch würde die Ausführung hart, trocken und langweilig geblieben seyn, wenn er auch zehnmal fünf Jahre darauf verwandt hätte.

Ein beißendes Wort gegen die Weiber hat ihn fast berühmter gemacht, als seine Pucelle. „Die geistreichste Frau," pflegte er zu sagen, „ist doch nur halb vernünftig."

Er liebte die Ruhe; darum weigerte er sich mit der Gesandtschaft des Grafen von Noailles nach Rom zu gehen, und mogte auch nicht einmal Lehrer des Dauphin werden. Man machte ihn zum Staatsrath, ohne daß er darum gebeten hatte. Einen noch auffallendern Beweis der Achtung, in welcher er stand, empfing er bey Gelegenheit der Verhaftung des Herzogs von Longueville. Damals verbannte man zu gleicher Zeit alle diejenigen aus Paris, die zu des Herzogs Umgebungen gehörten. Auch Chapelain rechnete sich dazu und fragte deshalb bey dem Kardinal Mazarin an, ob er die Hauptstadt verlassen solle? Der Kardinal antwortete in einem sehr verbindlichen Briefe, daß nicht allein die gegebenen Befehle ihn nicht berührten, sondern daß auch die Königin ihm ausdrücklich befehle, sich nicht aus ihrer Residenz zu entfernen.

Man hat ihm Geiz vorgeworfen, allein mit Unrecht. Auch erkannte er gern fremdes Verdienst, und munterte es auf, wo er konnte. Als der junge Racine seine erste Ode an die Nymphe der Seine gedichtet hatte, prophezeyhte Chapelain sogleich, welche Früchte dieses keimende Genie einst tragen werde, verschaffte ihm durch Colbert im Nahmen des Königs ein Geschenk von 100 Louisdors und bald darauf eine Pension von 600 Livres. (Wenn folglich Racine sich auch unter den witzigen Spaßvögeln befunden hat, die bey dem Speisewirth zusammen kamen, so war er ein Undankbarer, zumal wenn es wahr ist, daß er auch Verfasser einer Satyre war, betitelt Chapelain decoëffé.)

Als der ruhmsüchtige Ludwig XIV. Gnadenbezeugungen an alle berühmte Schriftsteller in und außer Frankreich vertheilen wollte, widerfuhr Chapelain durch Colbert die Ehre, daß er die Liste derselben verfertigen mußte. Von 60, die er nannte, waren 45 Franzosen, unter den letztern auch seine Feinde, Boileau und Racine. Dieser Zug seines Characters macht viele schlechte Verse wieder gut.

Digitized by Google

Glänzendes Muster von Schmeicheley.

(Bruchstücke einer Rede, die der Abbé de Choisy vor mehr als 100 Jahren zum Lobe des Königs in der Academie gehalten.)

Meine Herren! — Ein König, der Größte der Könige, erklärte sich für Ihren Beschützer, wodurch Sie selbst die Unsterblichkeit erlangen, die Sie andern zu geben wissen. Zwischen ihm und Ihnen wird ein Austausch von Ruhm Statt finden. Dieser Fürst, so nothwendig seinem Volke, welches er bereits zu dem furchtbarsten in der Welt gemacht hat, und es nun auch zu dem glücklichsten machen wird; so nothwendig seinen Alliirten, welchen er seinen mächtigen Schutz verleiht; so nothwendig selbst seinen Feinden, die er wider ihren Willen glücklich zu seyn zwingt, indem er sie nöthigt, Frieden zu halten; dieser Fürst, der, nach dem Beyspiele Gottes, dessen lebendiges Bild er ist, nur seiner selbst zu bedürfen scheint, hat dennoch geglaubt, um seines Ruhmes willen, Ihrer zu bedürfen. — — Er ist gleich groß im Frieden wie im Kriege. Doch was ist die Tapferkeit des größten Helden gegen die Frömmigkeit des wahren Christen! Dieser christ-

Digitized by Google

liche Held hat kühn jene furchtbare Ketzerparthey angegriffen, vor der die Könige, seine Vorfahren gezittert hatten; in weniger als einem Jahre hat er vollendet, was jene während zweyer Jahrhunderte nicht anzufangen wagten, und das höllische Ungeheuer in den letzten Zügen (es ist nemlich von der reformirten Religion die Rede) stürzt auf ewig zurück in den Abgrund, aus welchem die Bosheit der Neuerer und die verdorbenen Sitten unserer Voreltern es hervorgerufen hatten. — (Also die Academie billigte laut die Dragonaden Ludwig des XIV. das heißt, seine abscheulichste Handlung; sie billigte sie nicht nur, sie pries sie laut!) Glückliches Frankreich! fährt der Herr Abbé fort: du wirst nicht mehr sehen, wie deine Kinder dein Eingeweide zerreißen! nur Eine Religion wird künftig sie beseelen, und Ludwig dem Großen, Gott selbst, verdanken wir diese Wohlthat! Gott hat ihn uns erhalten (Ludwig war damals krank gewesen), ihn den heißen Bitten von ganz Europa wieder geschenkt; denn, meine Herren, nicht die Franzosen allein beten für eine so kostbare Gesundheit, und wenn auch einige Fürsten, eifersüchtig auf den Ruhm des Königs, eitle Verbindungen gegen ihn machten, so sandten doch selbst ihre Unterthanen, gleich den Völkern von ganz Europa, Wünsche für ihn zum Himmel, wohl wissend, daß in seiner Per-

son allein die öffentliche Ruhe ihren Sitz habe, u. s. w.

Der Director der Academie, Bergeret, antwortete dem Herrn Abbé unter andern: Sie werden immer mehr fühlen, wie schwer es ist, würdig von einem Fürsten zu sprechen, dessen Leben eine Kette von Wunderwerken ist. Die Dichter beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die stark genug sind, um seine wundervollen Thaten zu besingen, und die Geschichtschreiber beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die einfach genug sind, um zu verhindern, daß so viele Wunder der Nachwelt keine Erdichtungen scheinen. Welche Kunst, welche Anstrengung, welche Gewandtheit ist nicht erforderlich, um seinen Großthaten Wahrscheinlichkeit zu verleihen!

Ich spreche nicht von dieser erstaunungswürdigen Tapferkeit, welche gleichsam im Lauf die stärksten Städte der Welt erobert hat und vor der die zahlreichsten Heere stets geflohen sind aus Furcht zu fechten; von dem Frieden will ich sprechen, der ein Mirakel der Weisheit Ludwigs des Großen ist, ein Mirakel, welches die Politik nicht begreifen kann. Er allein konnte diesen Frieden Europa schenken, er allein kann ihn auch erhalten.

Digitized by Google

Welche Thaten, welcher Scharfsinn, welche Vorsicht, um so viele freye Staaten, deren Interesse einander zuwider ist, in die Grenzen zu verweisen, die er ihnen vorgeschrieben! Man muß zugleich auf das, was nicht mehr ist, auf das, was noch nicht ist, wie auf das, was ist, sehen; man muß ein Genie von außerordentlicher Kraft und Ausdehnung besitzen, das kein Geschäft belastet, kein Gegenstand täuscht, keine Schwierigkeit aufhält, kurz, ein Genie, wie das Ludwig des Großen selbst, welches in allen Theilen des Staats verbreitet ist, ohne darin eingeschlossen zu seyn, welches außer demselben wie im Innern mit unbegreiflicher Kraft wirkt — bis an die äußersten Enden des Erdbodens, wohin seine Macht und Frömmigkeit heilige Missionen schickt — bis an fremde Höfe, wo seine Minister nichts weiter zu thun haben, als zu lesen und verständlich zu machen, was seine Weisheit diktirt hat — bis auf die Gränzen des Reichs, die er so befestigt, daß alle unsere Feinde verzweifeln — bis in die Häfen, wo er die bewundernswürdigen Schiffe bauen läßt, die den Ruhm der Franzosen durch die ganze Welt tragen — bis in die Land- und See-Cadetteneorps, wo Geist und Muth gebildet werden — mit einem Worte, überall hin! Die Garnisonen stets unterhalten, die Magazine stets voll, die Arsenale stets wohl

versehen, die Truppen stets in Athem oder prächtige Werke zu schaffen beschäftigt, die eine Frucht des Friedens sind. So kann dieser große Fürst — indem er von allen Seiten zugleich wirkt und beständig Dinge thut, die seinen Feinden Schrecken, seinen Unterthanen Liebe, der ganzen Welt Bewunderung einflößen — so kann er, trotz Haß, Eifersucht und Mißtrauen, den Frieden erhalten, weil jeder Staat wohl einsieht, wie gefährlich es wäre, ihn zu brechen.

Einige Reichsfürsten schienen einen solchen Gedanken zu hegen und fingen an, neue Bündnisse zu machen — (des Ligues, sagt Bergeret; es gab damals noch kein anderes Wort dafür) — aber der König, stets gerecht und weise, ließ dem Kaiser sagen, daß, wenn er binnen zwey Monaten sich nicht genügend erkläre, der König die erforderlichen Maaßregeln ergreifen werde. Zu gleicher Zeit flogen seine Truppen an die deutschen Grenzen, und der Kaiser gab alle erwünschte Zusicherungen.

Von einer andern Seite hatte Spanien unsern Handel belästigt. Alsobald sandte der König eine Flotte vor Cadix, die ganz Indien hätte erobern können. Sogleich versprach Spanien Abhülfe der Beschwerden, und der genügsame

König schien noch größer in seiner Mäßigung als in seiner Macht; denn wahrlich! nichts auf der Welt ist so bewundernswürdig, als ein Fürst, der Alles kann, was er will, aber nur das Gerechte will. Doch das ist der natürliche Character Ludwig des Großen, das ist der Grund seiner Heldenseele, wo alle Tugenden rein, aufrichtig, gründlich und wahrhaft, eine Vereinigung bilden, die ihn nicht allein zum größten aller Könige, sondern auch zum vollkommensten aller Menschen macht. — (Man muß gestehen, daß es kaum möglich ist, die Schmeicheley noch weiter zu treiben. O ihr Gelehrten! ist es denn ein Wunder, wenn so manche Fürsten Euch verachten?)

Rennefort's Geschichte von Ostindien.

Sie ist freylich sehr alt, denn sie erschien im Jahre 1688, aber sie enthält manches Interessante. Die Niederlassungen der Holländer in Indien hatten Bewunderung und Neid erweckt.

Digitized by Google

Colbert wollte sie nachahmen. Es wurde eine Compagnie errichtet, deren Fond in nicht weniger als 15 Millionen bestand. Man hielt für nöthig, vor allen Dingen erfahrene Männer an die Höfe von Persien und Indien zu senden, um deren Gunst zu gewinnen. Die Herren de Lalain und Le Goux, nebst einigen Kaufleuten, wurden abgefertigt, zankten sich aber untereinander vom Tage ihrer Abreise an bis zum Tage ihrer Zurückkunft (wie schon im Tavenier zu lesen), weshalb diese Sendung einen sehr üblen Erfolg hatte.

Indessen gingen doch 1695 die ersten vier Schiffe von Brest ab, mit ihnen Rennefort. Beym grünen Vorgebirge fuhren mehrere Schaluppen ans Land, wo die Neger sie am Ufer erwarteten und in ein nahes Dorf zu ihrem Fürsten führten, dessen Thron ein hölzernes Bänkchen war. Ein schöner, ansehnlicher Mann mit einer stolzen Miene, doch fast nackend. Seine Reichsbeamten umgaben ihn auf ihren Hacken sitzend. Nur sein geheimer Rath, mit Namen Johann Amsterdam, ein Greis von 98 Jahren, stützte sein Haupt auf die Knice des Fürsten. Der alte Mann stattete nachher einen Gegenbesuch auf den französischen Schiffen ab, nahm etwas viel Branntwein zu sich und ertrank auf der Rückfahrt nebst zwölf Franzosen. Unter die-

sen auch Einer Namens Planson, der es verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Er konnte, als ein trefflicher Schwimmer, sich leicht retten, sah aber seinen Freund in Gefahr, schwamm ihm nach, kämpfte lange mit den Wellen um die Beute, verlohr endlich die Kräfte, und ging mit seinem Freunde unter.

Der Tod des alten Geheimenraths erregte große Trauer am Lande. Es wurde ein prächtiges Leichenbegängniß gefeyert und dabey ein Stier geopfert. Der Opferpriester ließ sich nachher mit einem französischen Missionair in ein Religionsgespräch ein, und schien von der Aechtheit seines Glaubens nicht minder überzeugt, als der Christ von der des seinigen; denn er zog plötzlich ein anderthalb Fuß langes Messer aus dem Gürtel, setzte es gegen seine Brust, und ersuchte den Missionair aus allen Kräften zuzustoßen. Als dieser sich weigerte, schluz er selbst mit der Faust mehreremale auf das Messer, ohne daß es eindrang. Es wird behauptet, er habe sich zuvor mit einem gewissen Kraute gerieben, welches unverwundbar mache. Schade, daß dieses schöne Kräutlein nicht in Europa wächst! viele Thränen weniger würden fließen. Nach einem kurzen Aufenthalt segelten die Schiffe weiter, passirten die Linie, und auf der Höhe des Vorgebirgs der gu-

guten Hoffnung wurden vier Büchsen aufgemacht, welche mit dem Befehl ihnen waren überliefert worden, sie nicht früher als auf dieser Höhe zu eröffnen. Sie enthielten Patente für die neuen Gouvernementsräthe des französischen Indiens. Ein Herr de Beausse war zum Präsidenten und Rennefort zum Secretair ernannt.

Es ist traurig, daß bey neuen Niederlassungen die Glieder und Regierer derselben fast nie mit Menschenkenntniß gewählt werden. Man glaubt es sey genug, wenn man Männe von Verdiensten wähle; ob sie aber auch verträglich, gesellig, rechtlich sind? ob sie Gemeingeist genug besitzen, um ihr eigenes winziges Interesse dem Wohl des Ganzen aufzuopfern? darnach fragt Niemand, obschon das Wohl und Weh der ganzen Colonie mehr daran hängt, als an Verdiensten anderer Art. Die vier Büchsen wurden für die Reisenden wahre Pandorenbüchsen; Hader und Zwietracht herrschten seit ihrer Eröffnung.

Man landete auf der Insel Madagascar, deren Beschreibung den größten Theil des Werkes einnimmt. Der Verfasser macht ein Paradies daraus. Wein und Getreide gebe es zwar nicht, obschon sie gut gedeihen würden, hingegen Pfeffer, Muscatnüsse, Gewürznelken, Gummi aller

Art, Spezereyen, Indigo, Zucker, Toback, Edelsteine, Silber, Gold, Ambra bis 18 Unzen schwer, und alle Bedürfnisse des Lebens. Seide und Baumwolle in solchem Ueberfluß, daß sie am Gehen hindern (!) (Die Baumwolle mag passiren, aber auch die Seide?) Die Luft sey so rein, daß man Greise von 120 Jahren antreffe, das Wasser besser als in Frankreich; Städte, Dörfer, Burgen von Fürsten, Edelleuten und Sklaven bewohnt; die Städte wenigstens von 1000 Häusern oder Hütten, so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann, und so leicht, daß vier Neger sie bequem wegtragen können. Bey Schmausereyen soll es herrlich zugehen und der Wirth sogar dem Gaste seine Frau leihen.

Die Einwohner sind alle schwarz, ausgenommen die einer einzigen Provinz und einige Vornehme, die von den Arabern abstammen, und deshalb Weiße genannt werden, ob sie gleich nicht halb so weiß sind als unsere schwärzesten Zigeunerinnen. Renneford fand die Weiber, trotz ihrer Schwärze, sehr hübsch, und meint überhaupt, (mit Recht) es sey nur ein Vorurtheil, die Schönheit in der weißen Farbe zu suchen; die schwarze sey unvergängli-

Digitized by Google

cher und nicht dem widerlichen Bleichwerden unterworfen.

Der Aberglaube der Einwohner ist der Bevölkerung sehr hinderlich, denn sie haben eine Menge sogenannte unglückliche Tage, und alle Kinder, die an solchen Tagen gebohren werden, setzt man ohne Barmherzigkeit auf die Straße. — Man sieht Mütter von zehn Jahren, welche ihre Kinder stillen. Natürlich werden sie auch schnell alt.

Auf Madagascar würde das Büchlein, die Grille genannt, schon um seines Titels willen in hohen Ehren gehalten werden, denn die Einwohner beten eine gewisse Gattung von Grillen an, die sie in einem Korbe bey ihren Kostbarkeiten verwahren. Ein Franzose fragte Einen ihrer Gelehrten, wie sie doch ein so elendes Thierlein anbeten könnten? Er antwortete sehr ernst: „Wir verehren in dem Gegenstande das Grundwesen aller Dinge, und es muß irgend etwas vorhanden seyn, um den Geist fest zu halten.“ Der Franzose lächelte: wenn aber der Insulaner ihn gefragt hätte: wie mögt ihr doch Bilder anbeten? — so würde er schwerlich etwas anders haben antworten können.

Die Portugiesen entdeckten Madagascar 1492 und nannten sie St. Lorenzinsel; die Franzosen gaben ihr jetzt den Namen Isle Dauphine; beyde sind vergessen. Schon 1642 bildete sich zu Paris eine Madagascar-Compagnie, die aber mit dem Tode ihres Protectors, des Kardinals Richelieu, unterging. Mehrere vornehme Herren suchten in der Folge aus Gewinnsucht sie wieder zu erwecken, veranstalteten verschiedene Sendungen, ernannten einen Gouverneur, bauten ein Fort, und, obgleich die Besatzung nur aus 70 Franzosen bestand, so behauptete sie sich dennoch gegen die Einwohner. Im Jahre 1663 wurde sie durch 80 Mann vermehrt, und nun dachte der Herr Gouverneur sogleich auf Eroberungen, denn er hegte den beliebten Grundsatz: was ich kann, das darf ich auch. Alles ging vortrefflich. Schon waren 200000 feige Menschen gezwungen worden, Tribut zu bezahlen, als der unbesonnene Eifer eines Missionairs Alles wieder verdarb. Er wollte durchaus einen vornehmen Insulaner taufen, der keine Lust dazu hatte, und den Prediger mit Knütteln todt schlug. Der Gouverneur, nach Rache dürstend, zog aus an der Spitze seiner Truppen. Der vornehme Insulaner, der sehr drollig im Ornat des erschlagenen Missionairs erschien, bekämpfte ihn mit weit überlegener Mannschaft, zwang

ihn, sich in das Fort zurück zu ziehn, und wollte ihn da aushungern.

So standen die Sachen, als die königlichen Schiffe ankamen und Frieden stifteten.

Besser wäre es gewesen, die neuen Beamten hätten erst unter sich selbst Friede gestiftet, denn ihr fortwährender Hader wurde der Colonie weit verderblicher, als die Widersetzlichkeit der Einwohner. Der Gouverneur starb bald. Rennefort ging nach Frankreich zurück, wurde unterwegs von der Engländern, die eben mit Frankreich im Kriege begriffen waren, zum Gefangenen gemacht, bey welcher Gelegenheit man ihm alle seine schönen Edelsteine raubte.

In London begegnete er einst in St. James-Park einem Franzosen, der die wunderbarsten Abentheuer erlebt hatte oder erlebt haben wollte. Er war Page der Königin Marie von Medicis gewesen, und ihr in die Niederlande gefolgt. Von da hatte sie ihn an den Großherzog von Florenz geschickt. Die Tartane, auf welcher er die Reise machte, wurde von einem algierischen Seeräuber gekapert, und er dem Großvezier Achmet gesandt, nach dessen Tode er in die Dienste des neuen Großveziers Cuperli kam.

Dieser war ein Liebhaber von Naturgeheimnissen und unterhielt deshalb einen Araber, der für einen großen Philosophen und Goldmacher galt. Der Araber gewann den Franzosen lieb, und auf seine Empfehlung kaufte ihn der Bassa von Cairo noch Cuperlis Tode. Dieser Bassa mogte nicht so leichtgläubig seyn, als der Großvezier gewesen war, darum gefiel es dem Philosophen nicht bey ihm, und er entwich in seine Vaterstadt Zibit, (wo liegt die?) Ohne Bedenken hatte er auch den Franzosen entführt, dem er nun seine Schwester zur Frau gab, und ihm alle seine Geheimnisse anvertraute. Eines Tages hatten sie lustwandelnd sich etwas weit von der Stadt entfernt, wurden von Räubern überfallen und fortgeschleppt, stießen aber zum Glück auf eine Caravane von Kaufleuten, durch die sie wieder befreyt wurden. Jetzt ließ der Franzose seine Frau und seinen Schwager im Stiche und eilte nach London, wo er einen Narren zu finden hoffte, der ihm seine Geheimnisse abkaufte. Seinem Landsmann Rennefort gab er sie umsonst. Sie standen auf einem Zettel, den dieser der Länge nach abdrucken lassen. Es ist natürlich lauter verworrenes Zeug, worüber sich die Goldmacher nach Belieben die Köpfe zerbrechen mögen.

Als bald darauf Rennefort nach Paris zurück-

kam, hatte er den Verdruß, seine Dienste schlecht belohnt und seine Rathschläge unbeachtet zu sehen. Eine zweyte Expedition wurde nach Madagascar gesandt, die eben so unglücklich ablief als die erste und zwar aus denselben Gründen.

Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte.

Es ist ganz einfach und besteht blos im Lesen der Geschichte der Arzeneykunst, wozu ich unter andern den alten Hermann Conring empfehlen darf. So wie die Aerzte heut zu Tage einen gräßlichen Unfug mit der Naturphilosophie treiben, so haben sie auch schon vor Alters, zum Unheil der armen Kranken, auf mancherley Weise speculativen Unfug getrieben. Drey bis vierhundert Jahre lang waren die Araber ihre Helden; dann kamen die Griechen in die Mode. Anfangs entstand ein gewaltiger Krieg darüber. Die alten Aerzte hielten es noch mit den Arabern, die jungen verspotteten sie und wollten nur von Griechen

Digitized by Google

hören. Einem Kranken, der arabisch curirt wurde, bewies man, daß er eigentlich hätte sterben sollen, und umgekehrt. Es erschienen unzählige Commentare über Hippocrates und Galen. Die Ehrfurcht vor dem letzteren stieg bis zur Abgötterey. Ein Professor in Padua, Alexander Messaria, erklärte ohne Umstände: „daß er lieber mit Galen irren, als mit einem andern die Wahrheit finden wolle," wenn auch alle seine Patienten drüber sterben müßten.

Dann kam ein van Helmont in den Niederlande, der sich philosophus per ignem, den Feuer-Philosophen nannte, und, gleich dem Paracelsus, das ganze Alterthum verhöhnte. Er schwatzte von Saamen-Ideen, von einem Archeus Faber, der in allen Körpern lebe und webe, und fand, fast wie Thales, den Grund aller Wesen im Wasser, in dem seine Saamen-Ideen herum schwammen. Alle seine Heilmittel sollten untrüglich seyn, und seine Patienten hätten sehr unrecht doch zu sterben.

Später wurde die cartesianische Philosophie — so wie jetzt die Naturphilosophie — in die Arzeneykunst gemischt. Die Klügsten hielten sich doch immer an keine Secte, sondern an die Erfahrung, als die einzige Quelle ihrer Kunst.

Digitized by Google

Man kann nicht oft genug jeden Kranken vor Aerzten warnen, welche irgend einer Secte anhängen, denn sie sind und bleiben sicher schlechte Practiker. Ja, wenn man aus den Sterbelisten jemals erweisen könnte, daß da, wo eine neue medicinische Secte herrscht, weniger Menschen gestorben wären! — Aber im Ganzen werden die Aerzte nie die Sterblichkeit vermindern, denn wenn sie gleich Manchem das Leben retten, so liefern sie dagegen auch Manchen auf die Bahre, der, ohne sie, erhalten worden wäre. Wenn ein Ort auf der Welt existirte, den nie ein Arzt betreten dürfte, so würde ganz sicher die Sterblichkeit dort nicht größer seyn, als sonst irgendwo.

Aus Conring lernt man auch, daß der erste botanische Garten zu Padua im Jahr 1540 auf Kosten der Republik Venedig eröffnet wurde. Dann folgten Pisa, Rom, Bologna und bald auch die benachbarten Reiche; in Frankreich zuerst Montpellier und lange nachher Paris; in England Oxford, in Schottland Edimburg; in Deutschland war zu Altorff der erste botanische Garten, der hernach in Jena, Leipzig u. s. w. nachgeahmt wurde. In Holland war der zu Leyden berühmt.

Digitized by Google

Die Kunst, einen Prinzen zu erziehen.

Ein sehr gutgemeintes Büchlein, welches gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erschien und dem **Duc de Bourgogne** gewidmet ist. Der Verfasser will, daß die Prinzen Alles lernen sollen, wäre es auch nur zu ihrem Vergnügen. Der beste Gedanke in dem ganzen Büchlein scheint mir der, daß man beym Unterricht in der Geschichte — der eigentlich fürstlichen Wissenschaft — große moralische und politische Maximen festsetzen und auf diese alle historischen Thatsachen beziehen soll. — In der Philosophie verwirft er mit Recht alles, was nach irgend einer Schule riecht. — Die Bildung des Herzens ist ihm eben so wichtig als die des Geistes. Ein Fürstenherz soll groß und Ruhm liebend, aber auch menschlich und vor allen Dingen gerecht seyn: denn Gerechtigkeit ist wahrlich der Fürsten Schmuck und Ehrenkleid.

In unsern Tagen würde man, noch weit besser als aus diesem Büchlein, die Prinzen-Erziehung von dem ehrwürdigen Herzog von Oldenburg lernen.

Anecdoten und Kleinigkeiten.

Ein reicher Filz wollte doch nicht für geizig gehalten werden. Alle seine Bedienten hatte er abgeschafft, um deren Lohn und Kost zu ersparen; alle ihre Livreen hatte er verkauft; nur einen einzigen Livree-Ermel behielt er zurück, den zog er jeden Morgen an den rechten Arm, wenn er das Waschwasser zum Fenster hinausgoß, wobey er sich sehr in acht nahm, mehr als den Arm blicken zu lassen, damit die Vorübergehenden glauben sollten, er habe noch einen Bedienten. — So ungefähr, nur nicht aus Geiz, machen es gewisse Schriftsteller, denen das erste ihrer Werke so ziemlich, von den hundert folgenden aber keines gelang, und die sich darum immer noch als Verfasser des Ersten auf den Titelblättern aller folgenden nennen. Sie thun im Grunde nichts weiter, als daß sie, beym Ausgießen ihres Wassers, einen galonirten Ermel anziehn.

Tillotson, der große englische Kanzelredner, war oft so zerstreut, daß er im Stande war, wenn ihm eine Mücke in die Wade stach, das

Bein seines Nachbars zu kratzen. Eines Tages wollte er, mit dreyen seiner Freunde, unter welchen ein lebhafter Franzos, Herr de Maiseaux, sich befand, nach Windsor fahren, und man hatte einen Wagen dazu gemiethet. Kaum waren alle viere eingestiegen, als sie auch schon anfingen über philosophische Materien zu disputiren und sich dermaßen darin vertieften, daß keiner von ihnen bemerkte, wie langsam der Kutscher fuhr. Nur der lebhafte Franzose wurde es endlich gewahr und rief mehreremale hinaus: Allons donc! allons donc! — Der Kutscher, der kein französisch verstand, sagte ganz gelassen: if you please Gentlemen, wie es Ihnen beliebt; und wandte um, denn er hatte verstanden, er sollte nach London fahren. Die vier Freunde waren noch im schönsten Disputiren begriffen, als der Kutscher mit einem Prr! vor demselben Hause hielt, vor dem sie eingestiegen waren.

„Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hielte," pflegte Fontenelle zu sagen, „so würde ich mich wohl hüten, die Hand aufzuthun." — Er hielt also die Wahrheit für schädlich? er dachte vielleicht an Galilei und einige andere Märtyrer derselben? — Der menschenfreundliche Mann

bedachte aber nicht, daß die Wahrheit nur dem schädlich wird, der sie sagt, nicht denen, welche sie hören, und daß er also doch von Rechtswegen die Hand aufthun müßte; denn wenn die Besitzer der Wahrheit immer auch feige wären, so würde bald die ganze Welt ein Reich der Lüge werden. — Fontenelle hatte noch ein anderes Sprüchlein, das weit mehr für ihn einnimmt. Er war gewohnt, sich alles überflüssige zu versagen, um den Armen wohlzuthun, und wenn man ihn darum lobte, antwortete er weiter nichts als: das muß so seyn (cela se doit).

„Als ich einmal in meiner Jugend sehr verliebt war, erzählte er eines Tages, „wurde meine Geliebte mir untreu und ergab sich einem Andern. Ich war außer mir und überhäufte sie mit Vorwürfen. Fontenelle! sagte sie lächelnd und ganz ruhig zu mir: in Ihrer Liebe suchte ich mein Vergnügen; jetzt finde ich in der Liebe eines Andern mehr Vergnügen, und Sie könnten verlangen, daß ich Sie noch immer vorziehen soll?" — „Sie haben Recht," antwortete Fontenelle, der plötzlich seine Vernunft wieder fand, „Sie haben vollkommen Recht, ich will Ihr Freund bleiben." — Sehr verliebt muß er doch wohl nicht gewesen seyn. — De la Motte rühmte sich einst gegen ihn, daß alle Schriftsteller seine Freun-

de wären. „Wenn Sie nicht irren," antwortete Fontenelle, „so würde das fürwahr kein günstiges Vorurtheil für Sie erwecken; aber Sie erzeigen den Schriftstellern zu viel Ehre und sich selbst zu wenig."

Doch hatte Fontenelle selbst in der That keinen Feind. „Auf welche Art bewirken Sie dies Wunder?" fragte man ihn einst. „Durch zwey kleine Redensarten, die ich immer bereit halte. Sie lauten: alles ist möglich und die ganze Welt hat Recht." — Den Grundsatz, dem er seine Ruhe verdankte, drückte er bisweilen mit andern Worten folgendergestalt aus: „Die Menschen sind entweder Narren oder Bösewichter. Das habe ich mir frühzeitig eingeprägt, weil ich doch einmal mit ihnen leben muß."

Zwischen der ersten und zweyten Vorstellung von Voltaire's Oreſt verfloß eine ganze Woche, die der Verfasser dazu anwandte, sehr bedeutende Veränderungen in dem Stücke zu machen. „Voltaire ist ein wunderlicher Mensch," sagte Fontenelle, „er macht seine Stücke, während sie gespielt werden."

Digitized by Google

Man pflegte vormals in Burgund die Einwohner von Beaune (ich weiß nicht warum) die Esel von Beaune zu nennen. Piron, der etwas gegen sie hatte, ging eines Tages in der Gegend spazieren, und schlug zum Zeitvertreib alle Distelköpfe ab. „Was machen Sie da?“ fragte man ihn. „Ich bin im Kriege mit den Einwohnern von Beaune, antwortete er, und ich schneide dem Feinde die Lebensmittel ab.“

Einst gerieth Piron in Streit mit einem vornehmen Herrn und wurde heftig. Der vornehme Herr warf sich in die Brust und erinnerte ihn an den gewaltigen Abstand, den Geburt und Rang zwischen ihnen geschaffen. „Mein Herr, sagte Piron, in diesem Augenblicke stehe ich doch sehr hoch über Ihnen, denn ich habe Recht und Sie haben Unrecht.“

Als der Beichtvater des Königs von Sardinien, Viktor Amadeus, auf dem Todtbette lag, ließ er den König dringend bitten, ihn zu besuchen, weil er ihm noch etwas sehr Wichtiges zu vertrauen habe. Der König kam und der Sterbende sagte: „Sire! Sie haben mich mit Wohlthaten überhäuft, und ich will in diesen meinen

Digitized by Google

letzten Augenblicken Ihnen meine Dankbarkeit beweisen. Nehmen Sie nie wieder einen Jesuiten zum Beichtvater." (Er selbst war Einer.) „Fragen Sie mich aber nicht warum; denn ich darf Ihnen nicht darauf antworten."

Ein gewisser Ferri hat ein Buch geschrieben: Bildnisse oder Charaktere und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, in dem sich manche gute Bemerkungen finden. Z. B. Man muß es mit seinen Freunden halten wie mit der Tugend, und beyde nicht ohne Noth auf die Probe stellen. — Der Weise bedarf wenig, der Thor ist nie zufrieden, darum sind die meisten Menschen nicht glücklich. — Wohlthaten sind der einzige Schatz, der durch Theilung sich mehrt. — Liebende verbergen einander ihre Fehler und betrügen sich; Freunde gestehen einander ihre Fehler und verzeihen sie. — Kein Weyhrauch benebelt eine Frau so sehr als der, der nicht für sie brennt. — Manche Weiber gleichen den Räthseln, sie gefallen nicht mehr, wenn man sie errathen hat. — Andere gleichen den schönen Geistern, lieber wollen sie getadelt als vergessen seyn. — Lobsprüche und Wein stärken, aber nur wenn sie nicht berauschen. — Die Großen und die Bäume

des

des Waldes geben wohl Schatten, doch keine Früchte. — Es ist eine thörichte Anmaßung der Großen, daß wir immer, was sie uns schuldig sind, als Gnade von ihnen erbitten sollen. — Die Großen verachten diejenigen, denen ihre Größe imponirt, und lieben doch diejenigen nicht, denen sie nicht imponirt. — Jeder Schriftsteller erträgt leichter ungerechten Tadel als kühles Lob. — Man muß die meisten Vorurtheile wie große Herren betrachten, sie respectiren, aber sich nicht mit ihnen abgeben. — Diejenigen, welche glauben, daß man mit Gelde Alles machen kann, sind sehr geneigt Alles für Geld zu thun. — Cromwell pflegte zu sagen: man steige nie höher, als wenn man nicht wisse, wohin man steige.

Nachdem der Churfürst von der Pfalz die Philosophie des Descartes gelesen hatte, in welcher Spinoza gerühmt wurde, berief er diesen letzteren nach Heidelberg, um dort die Philosophie zu lehren, doch unter der Bedingung, daß er nicht dogmatisiren solle. Spinoza, ob er gleich in mittelmäßigen Umständen war, schlug, der Bedingung halber, den Ruf aus. Wie stolz würde jetzt Heidelberg darauf seyn, wenn es sich

rühmen dürfte: in diesen Mauern hat Spinoza gelehrt.

Bey Gelegenheit eines Catalogs verbotener Bücher sagt Bayle: Es gibt Dinge, die zugleich so viel für und wider sich haben, daß es äusserst schwer ist, den Mittelweg zu treffen, und in solchen Fällen entscheidet gewöhnlich die Leidenschaft oder der Eigensinn. So ist es auch mit den verdächtigen Büchern. Erlaubt man sie nicht, so scheint es, man fürchte des Gegners Gründe; erlaubt man sie, so läuft das Publikum Gefahr, durch allerley Scheingründe bethört zu werden. Daraus entstehen heftige Fehden, denn durch Disputiren erbittert man nur statt zu überzeugen, und das Beyspiel, welches zwey Engländer einst gaben, ist äußerst selten. Johann und Wilhelm Reinolds, zwey Brüder, wurden getrennt erzogen, der Eine in der katholischen, der Andere in der protestantischen Religion. Als sie erwachsen waren und zusammen kamen, disputirten sie so heftig, und zugleich so gründlich, über ihre Glaubensmeinungen, daß beyde sich bekehrten: der Katholik wurde einer der eifrigsten Presbyterianer, und der Protestant ein so eifriger Katholik, daß er sogar ein Buch unter dem

Titel Calvino-Turcismus schrieb, worin er bewies, daß die Reformirten eigentlich Mahometaner wären. — Als Nero zu Rom die Satyren des Fabricius Vejento verbrennen ließ, wurden sie mit der größten Begierde aufgesucht und gelesen, besonders so lange Gefahr damit verknüpft war, sagt Tacitus.

Vor alten Zeiten, als man noch lateinisch schrieb, gab ein Deutscher, Namens Gretser, ein Buch heraus: de jure et more prohibendi libros noxios, welches in unsern Tagen wohl eine Uebersetzung verdiente, wenn es anders übersetzt werden darf.

Bayle behauptete: die Katholiken hätten es zu seiner Zeit gerade so gemacht, wie jetzt die herrschende Parthey einer andern Art des Glaubens, sie hätten nemlich nie einen Ketzer gelobt, und wenn er auch das Allerlöblichste gethan oder getrieben hätte.

Schon vor mehr als 130 Jahren schrieb ein Herr de la Terrière einen Traktat unter folgendem Titel: „Von der Vortrefflichkeit des

Eheſtandes, von deſſen Nothwendigkeit und den Mitteln glücklich darin zu leben. Zugleich eine Apologie der Weiber gegen die Verleumdungen der Männer." Ein herrliches Buch, wenn es hielte, was der Titel verſpricht. Es hat den Damen nie an Vertheidigern gefehlt. Wenn man nur allein die Schriften der Mönche über dieſen Gegenſtand ſammeln wollte, ſo würde man einen ganzen Buchladen damit anfüllen können. Sogar der große Zauberer Agrippa ſchrieb de nobilitate et praecellentia foeminei sexus. Freylich haben auch manche gegen das ſchöne Geſchlecht geſchrieben, aber bey weitem nicht ſo viele als für daſſelbe.

Der Verfaſſer, von dem hier die Rede iſt, nennt die Ehe die einzige Pforte zum Paradieſe, ohne zu erwähnen, daß der Weg bisweilen durch das Fegfeuer führt. „Iſt es möglich," ruft er aus, „daß man ſo ſehr nach der Ehre geizt, ein ſchönes Buch geſchrieben, ein ſchönes Bild gemahlt zu haben und dergleichen mehr, und doch unempfindlich bleibt für die Ehre, Menſchen gemacht zu haben?" (Die Hageſtolzen könnten ihm antworten: Bücher und Bilder koſten nichts zu ernähren, Kinder aber ſehr viel.) „Wo gab es jemals glücklichere Menſchen, fuhr er fort, als Iſtan und Abdan, von welchen in der

Schrift geredet wird? Der erste hatte 30 Söhne, 30 Töchter, 30 Schwiegersöhne und 30 Schwiegertöchter; der andere hatte 40 Söhne und 30 Enkel, die er alle zu Pferde sitzen sah. Ist das nicht ehrenvoller als alle Thaten eines Cäsar und Alexander?" Fürwahr, eine Cavallerie-Schwadron von 40 Söhnen und 30 Enkeln ist die schönste Ehrengarde von der Welt, nur kann man nicht, wie Cäsar und Alexander, Eroberungen damit machen, und die bringen doch immer die meiste Ehre in der Welt.

Es ist übrigens Schade, daß der Verfasser zu viel beweist, denn alle seine Gründe gelten auch für die Vielweiberey. — Wenn eine Wittwe, sagt er, nicht in sechs Monaten sich wieder verheirathet, so begeht sie ein Verbrechen an Gott, der Menschheit, dem Staate, der Kirche und gegen sich selbst. Nach diesen Grundsätzen hätte das Pärchen, von welchem der heilige Hieronymus erzählt, canonisirt werden sollen, denn der Mann sowohl als die Frau waren mehr als zwanzigmal Wittwer und Wittwe gewesen.

Ueber die Kunst, in der Ehe glücklich zu seyn, sagt der Verfasser nichts Neues, aber viel Gutgemeintes, und es wäre zu wünschen, daß

sein Buch die nemliche Wirkung thäte, welche die Rede des Socrates bey Xenophons Gastmahl hervorbrachte: die Gäste wurden so sehr durch das, was er über die Liebe sagte, gerührt, daß die noch Unverheiratheten schwuren, sogleich Frauen zu nehmen, und die Verheiratheten schnell davon liefen, um sich in die Arme ihrer Gattinnen zu werfen.

Es ist sonderbar, daß Herr de la Terrière in seinem ganzen Werke nur zu den Männern spricht. In der Vorrede behauptet er, bey den Mädchen sey keine Ermahnung zum Ehestande vonnöthen, sie sprächen zwar aus Sittsamkeit nicht davon, aber im Grunde hegten alle keinen heißern Wunsch als den, Frauen zu werden.

Ein gewisser Varisot, der ein gottloses Buch geschrieben hat: der durch die Vernunft enthüllte Glaube, bediente sich, um sein Werk zu vervollkommnen, eines höchst seltsamen Mittels. Er bezahlte nemlich einem Theologen, einem Arzte und einem Chemiker, stündlich einen Thaler dafür, daß sie sein Buch ihn vorlesen hörten und ihre Meinung darüber sagten. Er soll auf diese Art eine große Menge Thaler

los geworden seyn. Wenn doch die schönen Geister, die bisweilen die Leute mit ihrem Vorlesen peinigen, wenigstens auch am Ende dafür bezahlten! — Ich gedenke bey dieser Gelegenheit einer vornehmen Dame in W **, die meine Sonnenjungfrau ins Französische übersetzt hatte. Sie lud mich und eine große Gesellschaft ein, unter der sich auch der jetzige Herr Großherzog von Frankfurt befand, die Uebersetzung von ihr vorlesen zu hören. Die Versammlung hörte geduldig zu bis ans Ende, und Mancher mogte wohl herzlich froh seyn, als dies Ende erreicht war. Aber wie erstaunten wir alle, da sie das Buch weglegend, uns also anredete: „Meine Herren, ich bitte Sie, sich heute über acht Tage wieder bey mir einzufinden, wo ich das Vergnügen haben werde, Ihnen das Stück noch einmal vorzulesen.“

Balthasar Gracian's Hofmann schien der gelehrten Gräfin von Aranda, Donna Luisa de Padilla, so vollkommen, daß sie sich in allem Ernst darüber ärgerte, ihn gedruckt zu sehen, weil dadurch so erhabene Vorschriften in die Hände von Bürgerlichen geriethen und dadurch gemein würden. Es hieß vom Gracian wie vom

Tacitus: er habe nicht mit Dinte, sondern mit dem kostbaren Schweiße seines kräftigen Geistes geschrieben.

Als man Ludwig dem XIV. einen Triumphbogen errichten wollte, erhub sich ein gewaltiger Streit zwischen den Gelehrten, über die Frage: ob die Inschrift französisch oder lateinisch seyn solle? — Die Herren von der Akademie meinten alle, es sey ein Schimpf für ihre Muttersprache, wenn man sie bey dieser Gelegenheit ausschlösse. Die Lateiner hingegen sagten, man müsse eine Sprache nicht verdrängen, in welcher Cäsar und Augustus verewigt worden. Es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt. Unter andern schrieb Charpentier ein Buch de l'excellence de la langua française und widerlegte die Gegner Schritt vor Schritt. Wenn, sagte er, das alte Besitzthum der lateinischen Sprache für einen Grund gelten soll, so hätten auch Ludwig XII. und Franz I. sie nicht aus den Gerichtshöfen verbannen dürfen. Ueberdies sey sie schon oft, auch bey öffentlichen Denkmälern, in diesem Besitzthum gestört worden, denn die Bildsäule Ludwig des XIII. trüge eine französische Inschrift und für die Heinrich des IV.

sey gleichfalls eine solche bestimmt gewesen. — Um die Allgemeinheit der französischen Sprache zu beweisen (ein Beweis, der heut zu Tage überflüßig wäre) führt er an, daß im Norden (man weiß, was die Franzosen darunter verstehn; ihr Norden ist nemlich das Scythien der Griechen), daß im Norden sie überall gelehrt werde, und daß St. Didier, in seinem Bericht von den Nimweger Conferenzen, versichere, die englischen, deutschen, dänischen Gesandten verständen eben so gut französisch als ihre Muttersprache, und faßten sogar ihre Depeschen in derselben ab. Selbst der stolze spanische Gesandte, Marquis von Los Balbases, beantworte die Complimente französisch, und, die Frau Marquise ausgenommen, sprächen es auch alle übrigen Damen. Der König von Dänemark antwortete im Jahr 1679 den polnischen Abgeordneten französisch; der Marquis von Castel Moncayo, spanischer Gesandter, redete 1680 die Generalstaaten französisch an, und empfing auch die Antwort in derselben Sprache. Als der Bischof von Beauvais Gesandter in Polen war, fand er seine Sprache sehr verbreitet. (Also damals schon wurde die Herrschaft der Franzosen über Europa gegründet, denn wo eine Sprache herrschend wird, da auch bald das Volk, dem die angehört. Wenigstens sind den Fran-

gosen ihre Eroberungen dadurch sehr erleichtert worden. Ein Volk, das nie unterjocht seyn will, muß durchaus darüber wachen, daß keine fremde Sprache bey ihm eingeführt werde. Deutschland würde jetzt noch Deutschland seyn, wenn die französische Sprache nicht deutsche Hofsprache geworden wäre.) Charpentier sagt, die Römer wären eben so erpicht auf die griechische Sprache gewesen, als wir nachher auf die lateinische — die Reden, selbst eines Cicero, wären mit so groben Bildern angefüllt, daß man sich keine Idee von dem ehrwürdigen Senat machen könne, vor dem er sie gehalten — kurz, er reicht seiner Muttersprache die Palme. (Es wird auch in der That eine Zeit kommen, wo sie die Sprache des ganzen cultivirten Erdbodens seyn wird, denn schon werden fremde Sprachen nur neben ihr verstattet.) — Uebrigens wimmelt das Buch von Dingen, die gar nicht zur Sache gehören; denn bald erzählt der Verfasser, daß der gelehrte Hüet jenes berühmte: Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht! gar nicht so erhaben gefunden habe als Longin; bald beweist er in einem eigenen Kapitel, daß die Verse eines Nero, der Ajax eines Augustus wenig Beyfall gefunden; bald schilt er auf die Trauerspieldichter, daß sie die historische Wahrheit verfälschen, bald spricht er von den Plagia-

ten der Griechen; kurz, Charpentier glich den deutschen Gelehrten, die auch immer der Kitzel sticht, alles anzubringen, was sie gelesen haben.

Mademoiselle Scudery hat einen Roman geschrieben, in welchem sie Anacreon und Sapho zu Zeitgenossen macht. Schade, daß beyde nicht wirklich zu gleicher Zeit lebten und sich miteinander verheiratheten, so würde es, seit die Welt steht, kein verliebteres Pärchen gegeben haben, obgleich darum nicht das treueste; denn ein Uebersetzer sagt von Anacreon: „das weibliche Geschlecht, so liebenswürdig es ist, konnte seine Zärtlichkeit nicht erschöpfen," und umgekehrt wird dasselbe von der Sapho behauptet, die übrigens 100 oder 120 Jahre früher lebte als Anacreon. Man hat die letztere über diesen skandalösen Punkt zu rechtfertigen gesucht, und wahr mag seyn, daß der Neid ihr viel Böses nachgesagt. Aber wahr ist doch auch, daß sie entsetzlich verliebter Natur war. Sie wurde früh Wittwe, wollte nicht wieder heirathen, und doch verfolgte sie den Phaon mit ihrer Liebe bis nach Sicilien, wohin er flüchtete, um Ruhe vor ihr zu haben. Aber alle ihre Mühe

Digitized by Google

und alle ihre schönen Elegieen waren umsonst; und es blieb ihr nichts anders übrig, als ins Meer zu springen. Ob dieser Kühnheit soll man sie mascula Sapho genannt haben; doch Andere behaupten mit mehr Wahrscheinlichkeit, das mascula habe eine ganz andere Beziehung. Von ihren herrlichen Gedichten ist uns nichts übrig geblieben als eine Hymne, eine Ode und einige Fragmente. — Die Leserinnen werden sonder Zweifel neugierig seyn zu wissen, ob sie schön war? — Ich vermuthe aus guten Gründen: sie war häßlich; denn erstens würde Phaon der schönen Sapho schwerlich widerstanden haben, wenn sie auch Verse auf ihn gemacht hätte; zweytens sind die Dichterinnen gewöhnlich häßlich. Unter allen, die ich gekannt habe, war nur Amalie von Imhof schön, und Sophie Mereau hübsch zu nennen.

Ein Prediger zu Genf, Alphonsus Turretinus, hat vor 70 oder 80 Jahren Cogitationes und Dissertationes theologicae, wie auch Orationes Academicae herausgegeben, welche in der That so vernünftig sind, daß sie eher als alles andere Geschwätz eine Vereinigung

der christlichen Secten bewirken könnten. Hier sind einige seiner Kernsprüche:

„Die ganze Theologie ist in zwey Büchern enthalten, der Bibel und der Natur. — Wenn man sich stets eben so sehr bemüht hätte, das Dunkle aufzuklären, als man sich bemüht hat, das Klare zu verdunkeln, so würde es besser um die Theologie stehn. — In Allem, was Heil und Segen betrifft, muß Jeder sein eigener Theolog seyn. — Da Offenbarung und Vernunft von Einem und demselben Gotte ausgehn, so kann Offenbarung der Vernunft unmöglich widersprechen. — Diejenigen, welche die Vernunft verdammen, müssen ihre Meinung nothwendig auf vernünftige Gründe stützen, folglich Vernunft üben, indem sie sie verdammen. — Die Bibel ist nicht für Gelehrte, sondern für die Menschen geschrieben, sie darf also nur populär ausgelegt werden. — Wenn verstattet wird, Alles, was die Schrift sagt, zu Allegorieen und Prophezeihungen zu stempeln, so giebt es nichts gewisses mehr in der Religion. Je lebhafter die Einbildungskraft ist, je mehr der Mysterien wird sie finden, und Alles beweisen, was ihr beliebt. So, zum Beyspiel, gründen auch die Alchymisten ihre Träume auf die Bibel. — Ich tadle die römische Kirche nicht um ihrer

Irrthümer willen, sondern weil sie diese Irrthümer zu Glaubensartikeln macht, und denjenigen zur Hölle verdammt, der sie nicht annimmt. — Alles, was sie von ihrer Unfehlbarkeit sagt, heißt mit andern Worten: wir wollen Richter in eigner Sache seyn."

Der Professor Reimarus in Hamburg hat eine lateinische Biographie des gelehrten Fabricius geliefert, die manches Merkwürdige enthält. Schwerlich ist jemals ein Mann arbeitsamer gewesen. In den ersten zehn Jahren seines Professorats lehrte er täglich 10 Stunden, im zweyten Decennium bald 10, bald 9; im dritten 7 und 8; und erst im vierten, als seine Kräfte abnahmen, beschränkte er sich auf 4 und 5. Unbegreiflich, wie er bey alle dem noch eine so ungeheure Menge von Büchern lesen, so viele Werke in allen Theilen der Wissenschaften ausarbeiten, so viele Briefe schreiben, so viele Besuche empfangen konnte: ja er selbst corrigirte die Druckfehler in jeder seiner Schriften und zwar jeden Bogen zweymal; er übernahm sogar diese unangenehme Arbeit oft aus Gefälligkeit für Andere. — Dabey besaß er eine Bescheidenheit, wie sie heut zu Tage nicht mehr unter den Ge-

lehrten gefunden wird. Baudelot wollte ihn zum Ehrenmitglied der Pariser Academie machen, Derham zum Ehrenmitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London; er schlug beydes aus. Hingegen kann man heut zu Tage fast kein gelehrtes Buch aufschlagen, von dem nicht das halbe Titelblatt mit den Mitgliedschaften des Verfassers angefüllt wäre.

In einer alten Sammlung von Abhandlungen über Gegenstände der Naturgeschichte von Deslandes, wird unter andern von einem alten Vorurtheil gesprochen, welches schon Aristoteles eingesogen hatte: daß nemlich kein Kranker während der Fluth des Meeres stürbe, sondern nur während der Ebbe. In allen Seestädten soll man daran glauben, oder hat man daran geglaubt, und nichts für den Kranken befürchtet, so lange das Meer stieg. Wenn das sich wirklich so verhielte, so würde es beweisen, daß die anziehende Kraft des Mondes sich nicht bis auf die Seelen erstreckt. Wenigstens hätte doch Siegwart während der Fluth sterben sollen.

Ein Sächse, der lange in der Gegend von Nürnberg lebte, galt dort überall für einen Taubstummen, folglich nahm sich Niemand vor ihm in Acht, er hörte alles, was in Gesellschaften gesprochen wurde und benutzte es zu seinem Vortheile. Wer bestohlen wurde, wandte sich an ihn, er brachte gewöhnlich den Dieb heraus. Besonders war keine Liebesintrigue vor ihm sicher, und er stand in hohem Solde aller eifersüchtigen Liebhaber und Ehemänner. Aber auch die Damen bedienten sich seiner mit glücklichem Erfolg, und bestahlen ihre Männer, um ihn gut zu bezahlen. Er lachte über sie Alle und empfing von allen Seiten. Als er sich reich genug glaubte, wurde ihm der Zwang beschwerlich, darum traf er Anstalten, Gehör und Sprache auf eine wundervolle Weise wieder zu erlangen.

Zu seinen Künsten gehörte auch das Schatzgraben. In einer Nacht begab er sich mit einem Haufen Bauern an einen von ihm angezeigten Ort, um einen Schatz zu heben. Hier erschien, zum großen Schrecken der Umstehenden, ein Gespenst, welches ihm zurief: Mann Gottes! ich gebe dir Gehör und Sprache wieder! — Von Stund an konnte der Taubstumme reden und hören. Die Bauern schrieen Wunder! und verkündeten überall, was sie erlebt. Der

Taub-

Taubstumme selbst redete nun öffentlich, Gott und dem wohlthätigen Geiste dankend. Aber — die Zuhörer vernahmen mit Verwunderung, daß dieses Gespenst ein sächsisches gewesen seyn müsse; denn ein himmlischer Geist würde, allem Vermuthen nach, den Taubstummen reines Deutsch gelehrt haben, oder doch zum wenigsten den fränkischen Dialect; allein er sprach den breiten sächsischen, und das verrieth den Betrüger. Er wurde eingezogen, zum Bekenntniß gezwungen und ausgepeitscht.

Diese Anecdote wird im XVI. Bande der Causes célebres erzählt, und versichert, daß sie sich im November 1777 zugetragen habe.

Scharaden.

1 — 1.

1. Die schönen Griechinnen versteckten mein Erstes nicht in mein Ganzes, und Atalanta hemmte ihren schnellen Lauf nicht durch mein Zweytes. Der Ritter mußte im Mittelalter mein Erstes bewaffnen, wenn er durch mein Ganzes dazu aufgefordert wurde. Ein Liebhaber in unsern Tagen wähnt sich schon oft im Besitz des Ersten, wenn er etwa das Ganze erobert hat.

2 — 2.

2. Mein Erstes erblickt man gern in fremden Augen, in eignen sieht man es nicht. Zu meinem Zweyten glaubt ein Jeder sich berufen, doch die Meisten sind nur mein Ganzes.

2 — 1.

3. Wer mein Zweytes selbst verdient, dem scheint es durch mein Erstes gewürzt, und der entbehrt mein Ganzes leicht.

Digitized by Google

1 — 2.

4. Das Heiligste auf Erden wird meinem Ersten gereicht, bisweilen auch Gift. Warmes und Kaltes geht hinein, Dummes und Kluges kommt heraus. Der Kluge braucht es am wenigsten, der Narr am meisten. Wenn mein Zweytes anfängt zu lärmen, so hält der Kluge mein Erstes fest. Hingegen lockt er damit aus meinem Ganzen recht liebliche Töne hervor, ob sie gleich in keinem Orchester geduldet werden.

1 — 1.

5. Genannt zu werden wie mein Erstes, nimmt der Einfältige übel, das hübsche Mädchen aber nicht, wenn nur das Wort im Diminutif gebraucht wird. Jeder sucht mein Erstes in Sicherheit zu bringen. Ein Mensch, der mein Ganzes ist, trägt mein Zweytes nur pro forma.

2 — 1.

6. Mein Erstes und Zweytes wird von Thieren geliefert, aber beyde wachsen auch auf Bäu-

men. Wenn mein Erstes aus meinem Zweyten gemacht wird, so bleibt mein Ganzes übrig.

Die Worte der Scharaden im vorigen Hefte sind:

1. Bürgerkrieg. 2. Freytag. 3. Eheteufel. 4. Wildfang. 5. Herrmann. 6. Morgenröthe.

Inhalt.

Nro. V.

Seite.

Die Entstehung des Freymüthigen. Berichtigung einiger Dutzend Unwahrheiten . . 3
Mahomets Vorschrift 25
Der Nationalgeist 27
Ein Portrait 31
Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung 33
Theorie der Commerztractate 49
Der Regenschirm 52
Welche Grenzen hat der Gehorsam, den man den Menschen schuldig ist? 73
Ueber Oefen und Kamine, Monarchieen und Republiken. 80

Digitized by Google

Seite.

Aehnlichkeit und Sympathie 83
Franklin 86
Der Korbflechter 95
Seltsame Obliegenheit 98
Chapelain 99
Glänzendes Muster von Schmeicheley . . 105
Rennefort's Geschichte von Ostindien . . 110
Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte 119
Die Kunst, einen Prinzen zu erziehen . . 122
Anekdoten und Kleinigkeiten 123
Scharaden 146

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JUL 5-1912

Google